

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer  
Zeit]

# Der Knecht.

Eine Geschichte vom Chiemsee von Franz Wichmann.



Das letzte Licht eines unfreundlichen Frühlingstages war im Dunkel des Abends erloschen. Am Nachmittag war das Wetter stürmisch geworden; zerrissenes, blauschwarzes Gewölk wurde durch den Himmelsraum gepeitscht. Finster und einsam lagen die großen Bauernhöfe von Söllhart an der weiten Wasserfläche des Chiemsees. Zwei erhellte Fenster in dem ersten an der Straße nach Stadt gelegenen Hause waren die einzigen in der düsteren Landschaft noch wahrzunehmenden Lichtpunkte. Der schwache Schein kam aus der Wirtsstube des „Seeoner Hofes.“

Da drinnen sah es nicht viel freundlicher und belebter aus, wie draußen. Der fahllöppige Wirt war an einem Tische nahe der Thür eingeschlummert. Außer ihm befanden sich nur zwei Gäste in dem niederen, rauchigen Zimmer. Ihre kleidsame Tracht kennzeichnete sie als Bauern der Gegend.

Florian Hausner, der eine von ihnen, war der Besitzer eines großen Hofes in dem nahen Gollets-hausen. Man nannte ihn den Eisenbauer, weil sich dort, wo sein Grundstück lag, einst Erzgruben befunden hatten, die wenig rentabel, längst wieder eingegangen waren. Florian hatte die Besingung, kaum zwanzig Jahre alt, als einziges Kind von seinem früh verstorbenen Vater geerbt, der für einen sehr reichen Bauern galt. Über seine Verhältnisse wußte man wenig Genaues. Es gehe abwärts mit ihm, hieß es, denn er verstehe nicht recht zu arbeiten. Da er sich nicht viel um die anderen kümmerte und stets seine eigenen Wege ging, war er wenig beliebt im Dorfe. Indessen hatte doch seine Verlobung mit der wohlhabendsten Bauerntochter von Mitterndorf in den letzten Tagen einiges Aufsehen gemacht. Man glaubte, daß Ursula Altmeier, die immer ein gehorsames Kind gewesen war, von ihrem hartherzigen, geldsüchtigen Vater zu der Verlobung gedrängt

worden sei. Sollte das Mädchen doch früher den zweiten Sohn des Bauern Silvan Lohner gern gesehen und mit ihm ein Verhältnis unterhalten haben.

Dieser, Namens Gallus, galt für einen etwas wunderlichen Kauz. Freilich mußte man ihm das Zeugnis eines arbeitsamen und tüchtigen Menschen geben; aber allerlei neue Freiheitsideen gingen ihm durch den Kopf, und nachdem er sich mit seinem Vater dauernd entzweit hatte, diente er als Knecht bei Florian Hausner, mit dem er, in gleichem Alter stehend, als Knabe die Schule besucht hatte.

Eben dieser war es, der jetzt mit seinem Herrn an dem großen runden Tisch der Wirtsstube saß und von Zeit zu Zeit einen Zug aus dem vor ihm stehenden gefüllten Maßkrug that. Das frische, gesunde Gesicht des Knechtes mit seinem blonden Schnurrbart, dem fest hinter die Schläfen zurückgestrichenen Haar und den lebhaften braunen Augen stach wohlthuend ab von der beleibten Gestalt des anderen, dessen glatt rasirtes Kinn, steif anliegendes Haar und farblose Haut ihn älter erscheinen ließen, als er war.

„Du wirst nicht gehen, Gallus!“ sagte der Eisenbauer, nachdem beide eine Weile geschwiegen hatten. „Sei kein Narr! Hast du es nicht gut bei mir?“

„Das wohl,“ entgegnete Gallus, „wär' auch längst gegangen, wenn es anders wär! Sind wir doch Gespielen und Kameraden gewesen.“

„Freilich! Und ich hab' dich auch alleweil wie einen Freund behandelt.“

„Weil du mich brauchst, — sag's nur, — weil ich dir von Nutzen bin. Ohne mich kannst nicht fertig werden, denn du schau'st zu, und ich muß schaffen.“

„Weil ich der Herr bin, Gallus,“ sagte Florian in einem Ton, der energisch klingen sollte.

„Ah was, Herr! — So denken wir heut' nicht mehr, die Zeiten sind anders worden. Ich arbeite, und du zahlst, das ist alles. Mehr bist auch nicht wie ich. Ich bin zu dir gekommen, weil ich wollte, und kann gehen, wenn ich will; denn frei bin ich so gut wie du.“

„Aber kein Erstgeborener, Gallus“ warf der Eisenbauer ein.

„Ah bah, das macht keinen Unterschied. Wer hat solch ein Befehl gegeben? Weil der Vater sagt, es ist so, darum sollen wir's glauben? Das thu' ein anderer, ich nicht. Ist mein Bruder mehr wie ich, weil er ein Jahr früher auf die Welt kam?“

Sein Recht auf den Hof ist nicht größer wie meins; aber er hat ihn vom Vater erhalten, und ich bin leer ausgegangen. Als Knecht sollte ich unter ihm leben, sein leiblicher Bruder! Der Vater sagte: es ist einmal so. Und ich entgegnete ihm: es ist keine Gerechtigkeit in der Welt, aber ich weiß ein freies Land, wo es anders ist. Nach Amerika geh' ich, wo jedem sein Recht wird, im Land mag ich nimmer bleiben. Der Vater lachte mich aus, dazu gehöre Geld, und er gebe mir keins. Ich will auch nichts von dir, rief ich, ich will mir selbst mein Geld verdienen und wenn ich genug beisammen hab', dann geh' ich. Vater und Bruder nannten mich einen mißratenen Sohn, den sie nicht länger im Hofe dulden wollten. Ich wußte, du brauchtest eine tüchtige Kraft; darum ging ich zu dir, und du nahmst mich in Dienst. Sag's, ob es anders gewesen ist."

"Ja, ja", antwortete der Bauer mit etwas gedrückter Stimme, "es ist schon so, wie du sagst, Gallus. Aber du bist ein Schwärmer, dem allerlei tolles Zeug im Kopfe steckt. Die Welt wird eben doch nicht anders, und jeder thut das, wovon er Nutzen hat. Weißt du, mein Vetter, der ein Studierter ist, der hat mir die Augen geöffnet. Alles, was ich mir selbst gedacht hab', hat er in gar schönen Worten gesagt. Er nennt das Philosophie. Und vom "Kampf ums Dasein" hat er gesprochen; da kann nur der gewinnen, der auf seinen eigenen Vorteil sieht und sich um andere Menschen nicht kümmert. Freundschaft und Liebe sei alles Schwindel. Ja, das hat mein Vetter gesagt, und der ist studiert, der muß es wissen."

Gallus schwieg eine Weile. Er hatte sich auch mit den Zeitfragen und der sogenannten Aufklärung, die allmählich in die Dörfer drang, beschäftigt; aber das eben Gehörte war ihm neu. Er schämte sich fast, daß solche Worte gesprochen werden konnten.

"Also ein Freund bist du mir nicht mehr", sagte er endlich kleinlaut, "aber behalten willst mich, weil —?"

"Ja, weil ich dich brauche. Ich sage dir's offen. Du bist ein guter, tüchtiger Arbeiter, ich will deinen Lohn erhöhen, Gallus, aber gehe nicht. Du drohstest, heute Nachmittag fort zu wollen, und sagtest mir keinen Grund. Deshalb ging ich dir hierher ins Wirtshaus nach."

"Und deshalb zahltest du das Bier für mich, um mich zu beschwären", rief der Knecht plötzlich mit großer Heftigkeit und schob seinen Krug zur Seite. "Da, nimm's zurück, keinen Pfennig will ich mehr von dir! Jetzt geh' ich heim und hole meine Sachen vom Hofe. Keine Nacht mehr bleib' ich unter deinem

Dache. Du willst mich nur gut behandeln, weil du Vorteil davon hast, aber keines Menschen Freund sein und keinen haben. Mich hast du betrogen, jetzt willst du auch noch eine andere unglücklich machen und belügen, jetzt —". Die Wut schien ihn zu ersticken, er stürzte hinaus und schlug die Thür mit Gewalt hinter sich zu.

Darüber erwachte der Wirt, rieb sich die verschlafenen Augen und sah den Eisenbauer erstaunt an. Dieser war ebenfalls aufgestanden und ging rasch zur Thür. "Ich zahle ein ander Mal, sagte er und verschwand im Dunkeln.

Mit wenigen, schnellen Schritten, die ihm bei seiner Beleidigung schwer genug fielen, holte er den erzürnten Knecht ein, der jetzt langsamer auf der hart am See nach Golltshausen führenden Straße dahinschritt.

"Gallus, sei doch vernünftig", keuchte der Nacheilende, "sag' mir doch, weshalb du gehen willst?"

Der Knecht blieb plötzlich stehen, die Hände in die Seiten gestemmt, und sah den andern fest an.

"Ich will dir den Grund sagen. Willst du nicht die Ursula heiraten?"

"Allerdings."

"Und dann fragst du noch?"

"Also das ist der Grund? Nichts weiter?"

"Nichts weiter?" wiederholte Gallus in fast drohendem Tone. "Ist das nicht genug?"

"Aber was ist denn dabei? Ihr Vater sieht es gern, daß sie meine Frau wird. Ich habe einen schönen Hof, die Ursula hat ein hübsches Stück Geld. Wir passen also gut zusammen."

"Und weiter braucht ihr nichts?"

"Was weiter? Sie hat ja eingewilligt."

"Eingewilligt! —" wiederholte Gallus für sich und verstummte, während sie weiter gingen. Dann blieb er stehen und vertrat dem Eisenbauer den Weg. "Florjan" sagte er, "du hast mir vorhin gezeigt, was du für ein Mensch bist. Jetzt will ich das Gleiche thun. Sieh, ich halte mich für einen ehrlichen Kerl, der nicht leidet, daß einer, die er liebt, Schaden von einem Unehrliehen zugefügt wird. Du liebst die Ursula nicht, du bist gar nicht fähig, zu lieben."

"Liebe", würde mein Vetter sagen, "ist Schwindel", antwortete der Bauer gelassen. "Wir haben beide Nutzen davon, darum thun wir's. Das ist eben der Kampf ums Dasein."

"Nutzen?" rief Gallus. "Ja du hast Nutzen davon und die Ursula Schaden und Unglück. Sie will Liebe, wie ich sie fühle. Ursula liebt mich, sie hat mich immer gern gehabt und hat es noch heute, wenn sie

auch nicht mehr leidet, daß ich mit ihr spreche. Ich weiß, sie gehorcht nur ihrem Vater. Du konntest dich mit ihr verloben und wußtest, daß sie mich liebt!"

"Das ist mir ganz gleichgültig", erwiderte Florian, "und ich werde sie ehelichen. Kannst du sie heiraten, ein Bauer ohne Hof, der Knecht eines andern? — Nein. Der Vater Ursulas würde niemals seine Zustimmung geben. Also soll das Mädels sitzen, auf dich warten und alt werden! Die Weiber wollen geheiratet sein, also sei mir dankbar, daß ich sie nehme."

"Mensch ohne Herz und Gefühl", schrie Gallus, "sprich nicht weiter, du schändest das Mädchen, dessen Namen du in den Mund nimmst. Du behauptest, es gebe keine Liebe, weil du sie nicht fühlen kannst. Ich aber sage dir, es giebt Liebe, ich weiß es an mir, und ich möchte ohne sie nicht in der Welt leben. Wenn jeder nur thun wollte, was für ihn von Nutzen ist, so schlügen die Menschen alle einander tot. Und weißt du, wer die ersten wären, denen ich den

Baraus machte?" Er trat ganz nahe an den Bauern heran, daß dieser blaß und zitternd zurückwich. "Du — und der alte Altmeier", fuhr er flüsternd fort, "ihr steht meinem Glück im Wege und es wäre mir von Nutzen, wenn ihr aus der Welt wäret!"

"Das ist was anderes", fiel der Eisenbauer schnell ein. "So etwas meine ich nicht. Dafür gibt es Gesetze und Richter im Land."

Gallus lachte laut und bitter auf. "Ja, die euch schützen, damit ihr gute Menschen unglücklich machen könnt!"

"Das sind wieder Nebenarten aus deiner sozialdemokratischen Zeitung. Nimm dich in Acht damit. Die Polizei wird dich eines Tages schon erreichen."

"Und dich wird die Strafe treffen für deine Herzlosigkeit, Florian, ich sage es dir und erlebe es noch."

Ich thue nichts wider dich, mein Gewissen soll rein bleiben; aber in deinem Hause kann ich nicht bleiben. Einen anderen Dienst in der Ferne will ich schon finden, denn hier kann ich es nicht mit ansehen, wie du die Ursula unglücklich machst. Wir sind geschieden von dieser Stunde, — und noch eins sage ich dir, wenn später —"

Er brach plötzlich ab und wandte sich rasch dem See zu.

"Was war das, hörtest du nichts?" fragte er erschreckt.

"Nur das wilde Rauschen des Wassers", meinte der Bauer. "Der Sturm tobt fürchterlich."

Gallus schaute und lauschte angestrengt in die finstere Wetternacht hinaus. Der Mond hatte sich hinter Wolken verborgen, der Wind brauste und heulte über die weite Wasserfläche her und schüttelte die knarrenden Gerippe der blätterlosen Pappeln.

Ein Regenschauer peitschte über den See her, den Männern gerade ins Gesicht. Dann jagte der plötzlich umspringende Wind einen Hagelschauer von den Bergen herab. Nur mit Mühe und Anstrengung konnten die beiden auf der durch-

weichten Straße vorwärts dringen. Nicht und immer dichter stäubten Hagel und Regen, von dem tollen Sturme gehegt, durch die Luft und durchnähten sie bis auf die Haut. Jetzt hob sich die Straße etwas, sie hatten das erste Haus von Golltschhausen erreicht, bei dem ein Boot, von den Bogen umspült, auf das Ufer gezogen lag.

Für einen Augenblick schien die Wut der Elemente zu ruhen, Regen und Sturm machten eine Pause in ihrem wilden Tanz, und kurze Zeit ließ sich im Zwielficht die ganze Wasserfläche übersehen.

"Dort, dort!" schrie Gallus plötzlich auf. "Siehst du es? Das war der Schrei, den ich zu hören glaubte. Ein Unglück ist geschehen!"



„Und deshalb zahltest du das Bier für mich, um mich zu beschwären.“

Der Eisenbauer hüllte sich fröstelnd dichter in seinen durchnähten Mantel und blickte in der Richtung gegen Chieming hinaus. „In der That, ich sehe ein Boot.“

„Aber es treibt mit dem Kiel nach oben, es ist umgeschlagen; die armen Menschen müssen ertrunken sein!“

Schon warfen Wolkendunst und Regen aufs neue den dicht verhüllenden Schleier über See und Land. Aber ein sonderbarer Ton, der zwischen dem Heulen des Windes und dem klatschenden Anprall der Wogen kurz und doch schneidend herüber drang, erregte die Aufmerksamkeit des Knechtes. Er packte den Arm seines Begleiters. „Hast du gehört?“

„Es schien das Röcheln des Sturms zu sein.“

„Nein, das war die Stimme eines Menschen.“

„Vielleicht hat dort im Hause ein Kind geweint.“

„Nicht doch, es kam vom See. Still, da tönt es wieder, ich höre es ganz deutlich, es ist die Stimme eines Menschen, die um Hilfe ruft!“

Ein jäher Windstoß zerriß den Schleier von Wolken und Regen über dem Wasser. Gallus spähte mit Aufbietung seiner ganzen Sehkraft über die weite, wildbewegte Fläche. „Da, — dort!“ schrie er plötzlich auf. Sein Körper beugte sich weit vor, sein Auge haftete starr auf einem Punkte in der tobenden Flut.

„Was ist's denn? — Ich kann nichts sehen.“

„Etwas Helles, ein Kleid oder dergleichen. Horch, jetzt schreit es wieder, kein Zweifel, ein Mensch. Jetzt hab' ich's gesehen, es hat einen Arm aus den Wellen gehoben.“

„Der Unglückliche! Wir können ihn bei solchem Sturme nicht retten.“

Gallus faßte den Eisenbauer an der Brust, seine Augen bohrten sich drohend in die des andern. „Wir können nicht? Aber wir wollen, wir müssen! Ein Leben ist in Gefahr. Ein Feigling, wer nicht versucht, es zu retten!“

„Ich bin kein Feigling,“ entgegnete Florian in gereiztem Ton, „aber ein vernünftiger Mensch. Ich kann schwimmen, doch was würde es nützen. Der da draußen ginge doch zu Grunde — und auch ich. Jeder ist sich selbst der Nächste. Das ist nichts anderes als Selbstmord, sich für einen Verlorenen aufzuopfern. Wenn ich einmal sterben muß, verlange ich auch nicht, daß mich einer vom Tode rettet. Das ist der Lauf der Welt!“

„Feigling,“ schrie Gallus außer sich. „Ich kann nicht schwimmen, aber ich wage es.“ Und er stieß den Rahn, der zu seinen Füßen lag, in das Wasser. Mit der Kraft der Verzweiflung riß er den Pflock,

an den das Fahrzeug gebunden lag, aus dem feuchten Boden.

„Wahnsinniger, halt ein“, rief Florian ihm nach, „das ist dein Tod!“

Aber Gallus hörte ihn nicht mehr. Schon schoß sein Boot auf dem hochaufgebäumten Kamm einer tobenden Welle dahin, stürzte hinab, erhob sich frachend wieder und flog über die entgegenstürzenden Wogen hin. Mit verzweifelter Anstrengung führte der Knecht die Ruder. Da erschütterte plötzlich ein heftiger Stoß die Seitenwand des Rahnes. Voll Schrecken blickte er hin, er glaubte mit dem umgestürzten Boote zusammengerannt zu sein. Aber aus der dunklen Flut tauchten zwei weiße menschliche Arme und klammerten sich an die Planke des Schiffes. Gallus sprang empor, stürzte von einem heftigen Stöße, der den Rahn erschütterte, zu Boden, raffte sich wieder auf, ergriff die Hände, die eben ihren Halt fahren lassen wollten, und zerzte mit übermenschlicher Kraft einen menschlichen Körper aus der schäumenden Flut.

Ein kurzer Blick genügte, um zu erkennen, daß es der zitternde Leib eines halb ohnmächtigen Weibes war. Er kniete auf den Boden des Schiffes und wollte ihr Haupt erheben, um das Gesicht zu sehen, welches von den nassen Strähnen des weichen, blonden Haares wie von einem feuchten Schleier umhüllt erschien. Aus einer lichten Stelle im finsternen Himmelsraum goß der Mond sein stilles, blaßes Licht auf das leblose, totenbleiche Gesicht eines jungen Mädchens herab.

„Gott im Himmel! Die Ursula!“ schrie Gallus verzweifelt auf.

Ihre Lippen waren fest geschlossen, die Hände in einander gekrampft, aber ein leises Heben und Senken ihrer Brust verriet, daß das Leben dem Leibe noch nicht entflohen war. Unwillkürlich brach Gallus in einen Strom von Thränen des Dankes und der Freude aus. Er suchte seine Kleider vom Leibe zu reißen, aber die plötzliche Schwäche seiner Glieder hinderte ihn daran. Da warf er sich verzweifelt über die schöne Gestalt der Geliebten, um sie mit dem eigenen Leibe vor den frostigen Schauern der Sturmnacht zu schützen. Und Wind und Wellen trieben das Boot von selbst dem Ufer wieder zu.

\* \* \*

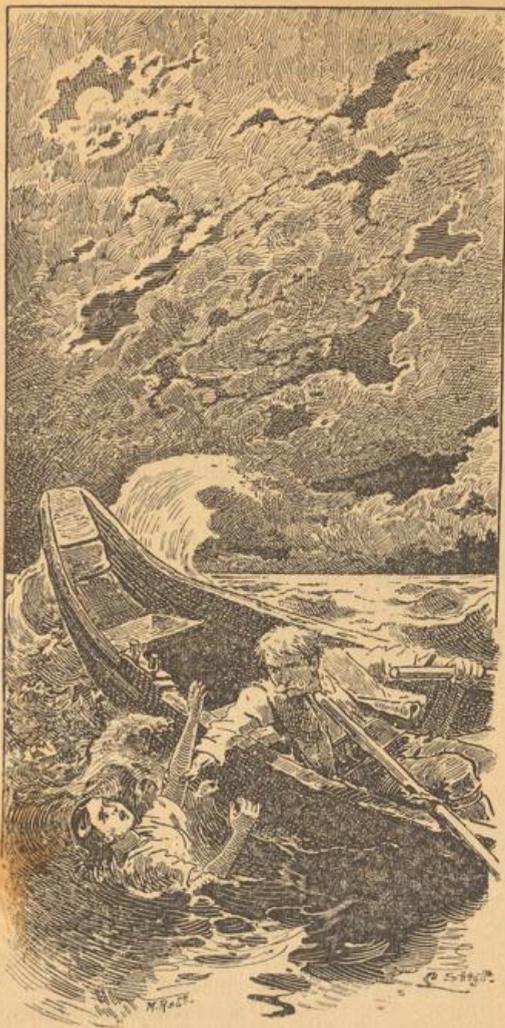
Sechs Wochen waren verfloßen. In dem niedrigen Wohnzimmer eines Bauernhauses in Mitterndorf saß ein junges blaßes Mädchen, dessen Wangen nur einen leichten Anflug von jener durchsichtigen Röthe der Gesundheit zeigten, die jugendlich kräftigen

Naturen nach langer Krankheit einen frischen, bezaubernden Reiz verleiht. Es war Ursula Altmeier. Wie ein schrecklicher Traum lag die jüngste Vergangenheit hinter ihr. An jenem Schreckensstage war sie am Morgen, als das Wetter noch günstig war, mit ihrem Vater nach Chieming über den See gefahren. Dieser hatte dort eine kleine Erbschaft gemacht, und da er bei seinem Geize niemanden einen Verdienst gönnte, wollte er mit seiner Tochter die erhaltenen Gegenstände selbst über das Wasser holen. Sie hatten das Schiff hoch beladen und waren unter aufgezo- genem Segel schon über die Mitte des Sees hin- aus, als das Unwetter plötzlich mit voller Ge- walt losbrach. Ein wütender Stoß des Dr- lants hatte das Segel ge- faßt, den Mast zer- brochen und das Fahr- zeug, das sich rasch mit Wasser füllte, auf die Seite geworfen. Wäh- rend der alte Altmeier, den der brechende Mast am Kopfe getroffen, so- fort in die Tiefe sank, war es Ursula gelungen, sich an eine Brettlade anzuklammern und so vorerst dem sicheren Tode zu entgehen. Wohl eine Viertelstunde war sie umhergetrieben und schon wollten die er- starren Hände den letz- ten Halt fahren lassen, als Gallus erschien.

Die Wellen hatten die Lade, an der sie sich hielt, gegen das Boot des Retters geschleudert. Was dann geschehen, mußte sie nicht mehr. Erst als man in Solletshausen aufmerksam geworden war und das größte Fahrzeug, mit beherzten Männern

befestigt, dem treibenden Rahne entgegengesandt hatte, war sie zur Besinnung erwacht.

Florian Hauser hatte sich nicht entschließen können, mit in das Rettungsboot einzusteigen. Er wartete am Ufer, bis die Retter zurückkamen. Neugierig trat er heran. Ein Bauer neben ihm hob eine Fackel. Im Schein der wehenden Flamme er- kannte er Ursula, seine Braut. Ein Schrei er- starb auf seinen Lippen. Zugleich wandte Gallus sich um und sah ihm ins Gesicht. Es schien, als ob er etwas sagen wollte, aber er deutete nur stumm auf das totenbleiche Mädchen. Die Bauern umdrängten die Geretteten, niemand kümmerte sich um Flo- rian. Da ertrug er es nicht länger; rasch wandte er sich um und eilte seinem Hofe zu. Er kämpfte mit Thrä- nen bitterer Wut, wie ein eigensinniges Kind, das die erhoffte Süßig- keit einem andern zu teil werden sieht. In den nächsten Wochen ließ er sich nirgends blicken. Gallus dagegen wandte sich alle Sym- pathie zu. Aber er ant- wortete auf die neu- gierigen Fragen nur kurz. War doch Ursula und ihre langsam fort- schreitende Genesung sein einziger Gedanke. Auf den Hof des Eisenbauers war er nicht mehr zu- rückgekehrt. Den Rest der Schreckensnacht hatte er im Gasthause zu Mitterndorf zugebracht; der Wirt, der ihn gerne hatte, behielt ihn bei sich, im Glauben, der alte Lohner werde sich nach der wackeren That seines Sohnes wieder mit diesem versöhnen. Aber



Aus der dunklen Flut tauchten zwei weiße menschliche Arme und kammerten sich an die Planken des Schiffes

Gallus weigerte sich hartnäckig, zu ihm zu gehen, und der starrköpfige Bauer hätte niemals den ersten Schritt zur Versöhnung gethan. So bot der Wirt ihm an, vorläufig bei ihm zu arbeiten. Das nahm Gallus mit Dank an, nur eins bedang er sich aus: täglich einmal mußte er zu Ursula gehen dürfen, um nach ihrem Befinden zu sehen. Zuerst erfuhr er freilich nur Trauriges, erst nach zwei Wochen erwachte das Mädchen aus einem hitzigen Fieber wieder zum Bewußtsein. Mit schmerzlicher Ergebung fand sie sich in das harte Los einer Waise. Kathi, die alte Haushälterin, pflegte sie wie eine Mutter, und rasch schritt ihre Genesung fort. Nach Florian hatte sie noch nie gefragt, auch die Kathi sprach kein Wort von ihm, und Gallus getraute sich nicht, seinen Namen zu nennen. Er war schon glücklich, täglich kurze Zeit in Ursulas Nähe sein zu können.

Heute schien das Mädchen in Gedanken versunken. Sie lächelte still vor sich hin, während ihre weißen, abgemagerten Finger mit den Blättern eines Espenstocks spielten, der das kleine Fenster freundlich schmückte. Sie öffnete die Scheibe, bog die Ranken auseinander und schaute hinaus auf die Landstraße, wo die ersten Maitage bereits ein liebliches Frühlingssleben entfalteteten und spielende Kinder vor die Thüren gelockt hatten. Hinter ihrem Rücken öffnete sich die Thür. Ursula wandte den Kopf. „Er bleibt lange heute, Kathi!“ sagte sie.

„Er wird schon kommen, Kind“, meinte die kleine, schwächliche Frau, deren klare, milde Augen mit freundlicher Güte auf dem Mädchen ruhten.

„Kathi“, fragte diese, plötzlich ein wenig verlegen werdend, „willst du mir heute einen Gefallen thun?“

„Gewiß, mein Kind.“

Ursula zögerte ein wenig, während das matte Rot ihrer Wangen heller aufglühte. Dann sagte sie rasch: „Laß mich heute allein mit ihm, ich habe ihm etwas unter vier Augen zu sagen, und heute fühle ich mich stark genug dazu.“

„Kann mir schon denken, was es sein wird“, meinte die Haushälterin; „ich werde euch nicht stören. Du stehst jetzt allein in der Welt und kannst thun, was du willst.“

Ursula wollte erfreut ihren Dank aussprechen, aber sie kam nicht dazu, denn die Thür öffnete sich von neuem, und Gallus Lohner trat in die Stube. Kathi benutzte die Gelegenheit, um hinter ihm zu verschwinden.

Das Mädchen reichte dem Knechte herzlich die Hand. Aber er schien sie nur zögernd zu ergreifen. Da er zum ersten Mal ihr allein gegenüberstand, beschlich doch eine drückende Bangigkeit sein Herz.

„Ursula“, sagte er, „ich muß nun gehen. Es muß doch einmal ein Ende nehmen. Du bist nun wieder gesund, und ich blieb nur so lange, um das zu wissen. Jetzt will ich in der Fremde einen anderen Dienst suchen. Denn hier mag ich nicht bleiben; du weißt wohl, warum.“ Er hielt noch immer verlegen die Hand des Mädchens in der seinen.

Ursula sah ihn mit leisem, schelmischem Lächeln an. „Eigentlich weiß ich nicht, warum; aber ich mag auch nicht bleiben, ich will auch fort.“

„Ja, wird denn Florian —?“ unterbrach er sie erstaunt. Es war das erste Mal, daß er den Namen mit klangloser Stimme aussprach.

„Was der thut, weiß ich nicht und ist mir auch gleich. Letzte Woche schon habe ich ihm einen Brief geschickt.“

„Und was hast du geschrieben?“

„Daß unsere Verlobung zurückgehen müsse. Ich gehöre einem andern. Wem ich das Leben verdanke, dem sei auch mein Leib zu eigen. So lange mein Vater lebte, hätte ich ihm gehorcht, aber der ruhe jetzt auf dem Grunde des Sees und habe keine Wünsche mehr. Den Gallus hätte ich immer gern gehabt, seit ich aber gesehen, daß er ein Mann voll Mut, Kraft und Entschlossenheit sei, der, ohne sich zu besinnen, sein Leben einsetze, um seinen Nächsten zu retten, seitdem —“ sie vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Seitdem?“ wiederholte Gallus mit stockendem Athem.

„Seitdem liebe ich ihn noch mehr als früher“, brach sie aus, schlang beide Arme um seinen Hals und drückte ihr Gesicht, von heißen Freudenthränen überströmt, an seine Brust.

Gallus konnte sich vor Glück kaum fassen, er streichelte ihr weiches Haar und sagte in einem fort: „Liebe Ursula, meine liebe Ursula!“

Nach einer Weile erhob sie das Antlitz, wischte sich mit der Schürze die Thränen ab, als ob sie sich ihrer Schame, und blickte ihn lachend an. „Gallus“, sagte sie, „mein Vater hat mir ein kleines Kapital hinterlassen, ich gebe es dir, und auch den Hof werde ich verkaufen. Jetzt hast du das Geld, das du dir immer gewünscht. Nun kannst du gehen, wohin du willst, — aber —“

„Aber —?“ fragte er ein wenig betroffen.

„Aber du mußt mich mitnehmen als dein Weib.“ Da riß er sie stürmisch an seine Brust, küßte ihr Mund und Wangen und rief laut jubelnd: „Auf nach Amerika, nach dem Lande der Freiheit!“

\* \* \*

Zwölf Jahre später war Gallus Lohner der angesehenere und bei allen Nachbarn beliebte Besitzer eines großen Bauernhofes, der einige Minuten unterhalb Mitterndorf dicht am Ufer des Sees lag. Er war mit Weib und Kind von Amerika zurückgekommen, um seinen alten Vater noch einmal zu sehen. Auf dem Totenbette hatte dieser nach seinem fernem Sohne verlangt, aber er hatte ihn nicht mehr gesehen; denn ehe Gallus eintraf, waren seine müden Augen zugefallen. An der Leiche des Vaters versöhnte sich dieser mit seinem älteren Bruder und erwarb dann auf Wunsch Ursulas jenen Hof, der dem Güterhändler in die Hände zu fallen drohte, da sein bisheriger Besitzer am Bankrotte stand.

Ein ähnliches Schicksal hatte Florian Hauser ereilt, wie man ihm in der Heimat mitteilte. Seit zwei Jahren war er aus der Gegend verschwunden, und niemand hatte seither Genaueres über ihn erfahren; doch behaupteten manche, ihn in der Umgegend gesehen zu haben. Er sollte hier und dort um Tagelohn arbeiten und kümmerlich sein Leben fristen.

Am Mittag eines Apriltages saßen alle in dem hellen, gemütlichen Wohnzimmer beisammen. Frau Ursula, die sich ein kraftvolles, jugendliches Aussehen bewahrt hatte und auf deren braunem, gesundem Gesichte es wie Sonnenschein des erntereifenden Sommers lag, hatte das Spinnrad, das ihr eifriger Fuß in tausender Bewegung gehalten, zur Seite gestellt und war beschäftigt, mit der sauber gekleideten Magd das Essen aufzutragen. Drei Kinder, zwei muntere Buben von acht und sechs Jahren und ein kleines blondlockiges Mädchen mit rosigem Wangen, drängten sich eifrig um den eichenen, braunen Tisch, der nahe an den auf die Landstraße gehenden Fenstern stand.

Der Vater saß in Hemdsärmeln nicht weit davon auf einem Stuhle; er war eben vom Felde heimgekommen, hatte einen gesunden Appetit mitgebracht

und klopfte seine kurze Pfeife aus, indem er lächelnd auf die Kinder schaute. „Jetzt wollen wir uns zu Tische setzen,“ sagte er, „Joseph, sprich das Gebet, das der Herr Lehrer euch gestern gesagt hat.“

Vater und Mutter nahmen am oberen Ende des Tisches Platz. Die Kinder stellten sich vor ihre Stühle, der älteste Bube, der unten an der Tafel stand, legte die gefalteten Hände vor sich auf das Tischtuch und begann mit kindlicher, andächtiger Stimme:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihn.

„Warte“, sagte der Vater, „ich will erst nachsehen, wer da ist; vielleicht ein Armer, den der liebe Gott sendet, um an unserem Überflusse teil zu nehmen.“

Er stand auf und ging an die Thür, die von außen schüchtern geöffnet wurde. Ein ärmlich gekleideter Mann mit einem vom Schmutz der Straße unsauber gewordenen Beinkleid, einem fadenscheinigen Rock und verdrücktem Hute, unter dem verwirrtes Haar über die Stirne geweht war, schaute herein.

Mit einem unterdrückten Aufschrei trat Gallus einen Schritt zurück. „Florian,“ — rief er, „du, du kommst zu mir und so!“

Die Frau hatte kaum den Ausruf ihres Man-

nes vernommen und einen erschreckten Blick nach der Thür geworfen, als sie die Hände der Kinder ergriff und schnell gefast alle ins Nebenzimmer schob. „Dableibt ihr, bis ich euch rufe; wir bekommen Besuch, ihr dürft uns nicht stören.“ Damit schloß sie die Thür hinter den Kleinen.

Der ungeladene Gast wollte auf der Schwelle umkehren. Auch er hatte Gallus sofort erkannt und streckte wie abwehrend die Hand gegen ihn aus. „Entschuldige, — ich wollte, — ich wußte nicht, — daß du hier, — ich suche nur Arbeit, bin weit gegangen, aber ich kann noch weiter gehen.“ Er wollte sich eilig entfernen.

„Gallus, laß ihn nicht so davon!“ rief Ursula.



Da riß er sie stürmisch an seine Brust, küßte ihr Mund und Wangen.

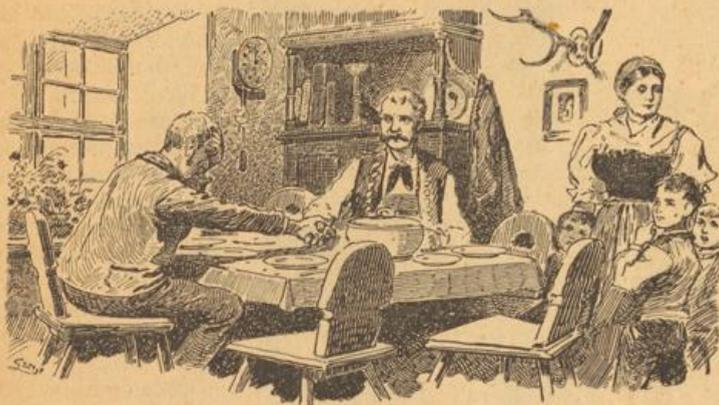
Ihre Mahnung war nicht nötig. Ihr Mann eilte seinem einstufigen Herrn nach und holte ihn noch in der Hausthür wieder ein.

„Bleib“, sagte er, „ich kann dich so nicht von mir gehen lassen, es ist lange her, daß wir uns nicht gesehen.“

Florian warf einen ängstlichen, bittenden Blick auf den Sprecher. „Erinnere mich nicht daran, es ist lange vorüber, und mir ist recht geschehen. Aber ich bin ein anderer Mensch geworden.“

„Auch ich, denn ich bin glücklich, zufrieden und mit irdischen Gütern gesegnet.“

„Und ich bin unglücklich, elend und arm“, antwortete der einstige Bauer, und die Thränen traten ihm in die Augen.



Er streckte dem verscherten und wiedergewonnenem Freunde die zitternde Rechte entgegen.

„Komm“, sagte Gallus, dem der Anblick zu Herzen ging, „du mußt mit uns essen, du wirst hungrig sein.“

„Ach ja“, entgegnete Florian leise, und seine niedergeschlagenen Augen leuchteten matt auf, „ich bin seit gestern gewandert.“

Gallus zog ihn in die Stube zurück. Ursula trat ihm entgegen und reichte ihm wortlos, doch freundlich die Hand. Florian wagte kaum, sie zu berühren, und setzte sich schüchtern auf den Stuhl, den sein einstiger Knecht ihm an den Tisch rückte. Die Frau nahm einiges Essen und brachte es den Kindern ins Nebenzimmer; doch sie kam nicht sogleich zurück, denn sie fühlte, daß ihre Gegenwart peinlich und demütigend für Florian sein mußte, und sie wollte den beiden Zeit lassen, das Eis der Vergangenheit zu brechen.

Florian gewann endlich Mut und Gewalt über

sich: „Ich weiß, was du mir damals gesagt hast, Gallus; es ist nun alles so gekommen“, sprach er zögernd. „Wir können nicht leben ohne die Liebe und Achtung der anderen. Ich hatte beide verloren, ich fühlte nichts für die Menschen, darum empfanden sie auch nichts für mich. Der Knecht, den ich nach dir nahm, verstand nichts, war arbeitsam, und zuletzt betrog er mich. Ich brauchte eine Summe Geldes, meinen Besitz zu erhalten, aber niemand ließ mir etwas. Da begann ich, dich um dein Glück zu beneiden, und mußte mir doch gestehen, daß du es verdient hattest. Der Gedanke, durch eigene Schuld alles verloren zu haben, quälte mich, aber er besserte mich auch. Mein Better, der mich die „Philosophie“ gelehrt hatte, wurde von der Universität verwiesen und kam als Kassierer zu einem Bankier. An dem

Tage, als mein Hof vergantet wurde, kam er zu mir und fragte, ob ich mich nicht entschließen könne, mit nach Amerika zu gehen? Ich sagte zu, da ich hilflos und allein stand und da er versprach, die Reise für mich zu bezahlen. Aber ehe wir abfahren, wurde er verhaftet und ins Gefängnis geworfen. Er hatte die Kasse seines Prinzipals bestohlen. Ich selber kam in Untersuchungshaft, doch stellte sich heraus, daß ich keine Mitschuld hatte. Aber ein

Matel blieb auf mir haften. Seither habe ich als Knecht und Tagelöhner mein Brot verdienen müssen. Es ist mir schlecht gegangen, und mein Wunsch ist noch immer, nach Amerika zu gehen. Aber wie soll ich je das Geld zusammenbringen, da ich kaum satt zu essen habe!“

Die Eier, mit welcher er unter dem Sprechen die vorgelegten Speisen genoß, bestätigte seine Worte. Gallus schwieg eine Weile, dann sagte er: „Es ist auch besser, du bleibst im Lande.“

Florian blickte auf und sah ihn fragend an. „Warum bist du zurückgekommen?“

„Es ist auch drüben nicht besser. Ich habe gearbeitet, unjer Vermögen vermehrt, habe viel gesehen, gehört und gelernt; aber was ich gesucht hatte, fand ich dort nicht. Die Menschen drüben sind auch nicht frei. Das Geld ist eine viel größere

Nicht ein Richter  
sagen für einer von  
mit, und was bei  
Florian. Ich habe  
meine Freiheit unter  
gibt ich meine  
ich ist doch, zu ihm  
den. Das Recht  
nicht behälter.  
möglich, ich wäre  
ich nicht es nicht  
den bescheiden  
ist glücklich. Gott  
sich geschaffen.  
„Frei, frei, frei,“  
aber ich werde doch  
mit nicht zu helfen  
ist.“  
„Ach, Florian“,  
ist dir einen Vor  
ein guter Mensch  
ist hoch. Nicht  
verleihen. Mein  
stand alle gleich  
mit wert ist. Was  
dann, es soll dir  
nicht und nicht  
Knecht's Geschäft  
sich bei Neben  
sich stellen, die  
die die Stube und  
Da brachen unau  
lagen. Er streckte  
gewonnenen Freun  
„Nicht“, sagte  
Knecht's beständig  
eine Liebe unter  
die ihre Liebe  
hat ich ein erbärmlich  
warst?“

für man  
L. Behn so frei  
L. E. H. Wale  
L. Knecht me  
Weib  
Wer einen Kal  
Was ich er immer

Macht als Richter und Gesetze. Durch das Geld hängen sie einer von dem andern ab, mehr als bei uns, und was bei uns nur Knechte sind, sind dort Sklaven. Ich habe wohl gemerkt, daß es keine rechte Freiheit unter den Menschen giebt. Seitdem erziehe ich meine Kinder zur Gottesfurcht. Das Beste ist doch, zu thun — wie es die Alten gehalten haben. Das Neue hört sich wohl gut an, aber es ist nichts dahinter. Hätte der Vater mich nicht zurückgewünscht, ich wäre auch so gekommen. Die Ursula und ich hielten es nimmer aus. Ich muß die Erde meiner deutschen Heimat bebauen, sonst bin ich nicht glücklich. Gott hat uns einmal für diesen Boden geschaffen."

"Freilich, freilich," antwortete Florian zögernd; "aber ich werde doch wohl gehen müssen, hier weiß ich mir nicht zu helfen, drüben wird es leichter gehen."

"Höre, Florian", sagte Gallus plötzlich, "ich will dir einen Vorschlag machen. Ich sehe, daß du ein guter Mensch geworden bist und arbeiten gelernt hast. Bleib' bei mir. Es soll nicht werden, wie früher. Mein Knecht sollst du nicht sein. Gott hat uns alle gleich geschaffen, und jeder soll verdienen, was er wert ist. Was durch deine Arbeit in den Hof kommt, es soll dir gehören. Wir wollen gemeinsam redlich und tüchtig schaffen. Willst du?"

Florians Gesicht zuckte gewaltsam, er blickte nach der Thür des Nebenzimmers. Die Mutter hatte sie leise geöffnet, die Kinder drängten sich an ihr vorbei in die Stube und lachten den Fremden an.

Da brachen unaufhaltsam Thränen aus seinen Augen. Er streckte dem verscherzten und wieder gewonnenen Freunde die zitternde Rechte entgegen.

"Gallus," sagte er, mit Mühe seine innere Erregung bekämpfend, "habe ich je gesagt, daß es keine Liebe unter den Menschen gebe und daß sie keine Liebe brauchten? Wenn ich es gesagt habe, bin ich ein erbärmlicher Wicht gewesen, so wahr mir Gott helfe!"

### Für manche Gemeinderäte.

A.: Wohin so früh? Wo geht die Reise hin?

B.: 'S ist Ratsitzung?

A.: Angenehme Ruh!

### Weiberversprechen.

Wer einen Aal beim Schwanz und Weiber faßt bei Worten

Wie fest er immer hält —, hält nichts an beiden Orten.



Unsere Geschichte spielt vor einigen Jahren in einem Dorf im badischen Kinzigthal.

Angefahr 5 Minuten vor dem Dorf an der Landstraße steht ein schmuckes, kleines Wirtshäuschen, das „Täuble“, weit und breit, auf und ab im Kinzigthal bekannt durch einen guten Tropfen, seinen Zimbiß und schnurrigen Wirt.

Sobald der Herbst begann und es anfang in der warmen Stube gemüthlich zu werden, pflegten allabendlich drei Herren aus dem Dorfe zu einem freundlichen Stellbischein im „Täuble“ sich einzufinden.

Das war der Herr Pfarrer, ein biederer Mann, der sich in der Gemeinde um weiter nichts kümmerte als um seine kirchlichen Pflichten, der pensionierte Herr Hauptlehrer, ein friedliebender alter Herr, und der Nachfolger des Lehrers, ein noch junger, lebenslustiger Mann. Während die Fülle der Jahre den beiden älteren den Ernst des Lebens auf die Stirne gedrückt, hatte der junge Herr Lehrer ein stets freundlich-heiteres Gesicht, war nie verlegen, Wit und Humor einfließen zu lassen, und als leidenschaftlicher Jäger machte er oft in Jägerlatein.

Es ist an einem Novemberabend.

„Täublewirt“, rief der junge Herr Lehrer, „ein wenig lustig! Die Speckseite herunter und ein Kirschwasser dazu!“

„Puh! Puh!“ blies der dicke Täublewirt, „werdet warten können; muß auch auf Euch warten!“

Der Täublewirt hatte ein feines, selbstgeräuchertes Specklein im Kamin und ein selbstgebranntes Kirschwasser dazu. Schon 3 Wochen verzehrten die Herren jeden Abend ihre Portion und setzten dann ihr Schöppllein Wein drauf und spielten einen Dapp dazu.

„Jetzt aber,“ meinte der Pfarrer zu seinen Genossen, „könnten wir auch einmal etwas anderes vesperrn; der Speck wird mir anfangs langweilig.“

„Ganz recht, Herr Pfarrer,“ bemerkte der junge

Lehrer; „an den Munding in Engen muß der Täublewirt schreiben, der hat hochfeine Spundenkäslein.“

„Puh! Puh! Fällt mir nicht ein,“ brummte der Täublewirt. „Wenn den Herren der Speck nimmer paßt, sollen sie selber Spundenkäs kommen lassen. Salz, Pfeffer, Messer, Teller Brod will ich stellen!“

Da lachten die drei. Der Pfarrer meinte: „Jenun, Herr Lehrer, wenn der Wirt keinen bestellen will, bestellen Sie die Käslein. Wie viel kann man kommen lassen?“

„Gut 200 Stück,“ sagte der Lehrer.

Also er bestellte 200 Spundenkäse beim Munding in Engen. In 3 Tagen waren sie da, und alle versuchten, der Täublewirt mit, und sie schmeckten vorzüglich, daß lange vor Weihnachten kein einzig Spundenkäslein mehr übrig war.

Und da sich's drum handelte, nochmals kommen

zu lassen, meinte der alte Lehrer: „Wie wär's, wenn wir einmal von dem Mainauerkäse kommen ließen? Man hört so viel Ruhmens davon, und es wäre eine Abwechslung. Täublewirt, kennt Ihr den Mainauerkäs?“

„Puh! Puh!“ blies er. „Ist den Herren der Spundenkäs schon entleidet? Mainauerkäse kenn' ich nicht. Da der junge Herr war ja in der Käsegegend dort droben, der wird ihn wohl kennen!“ Aber mit der frömmsten Miene beteuerte dieser, daß er ihn auch nicht kenne.

Der Täublewirt ließ sich endlich herbei, da ihm der Engener so gut geschmeckt, bei der Gutsverwaltung auf der Mainau 200 Stück zu bestellen.

Der Gutsverwalter schrieb an den Täublewirt, daß man sich gedulden müsse, da augenblicklich kein so großer Vorrat vorhanden sei.

„Reite Käferei! Puh! Puh!“ pustete der Wirt. „Haben nicht einmal 200 Käschen vorrätig.“ Und den Herren schmeckte interimistisch der Speck wieder.

Aber eines Abends, es war in der ersten Neujahrswache, ging's böß zu. Kaum hatten sich die Herren an ihren Stammtisch gesetzt, schoß der Täuble-

wirt auf sie zu: „Puh! Puh!“ — er kam fast nicht zu Atem — „die Mainauerkäse sind da, sind da, ja, sie sind da, meine Herren,“ und dabei warf er einen verächtlichen Blick auf die Gesellschaft, daß man wohl deuten konnte, mit dem Käse sei etwas nicht in Ordnung.

„Nun,“ meinte der Pfarrer, „so bringt einmal her!“ Der Täublewirt ging, und pustend kam er mit einem Laib Mainauerkäse und legte ihn ziemlich unsanft auf den Tisch: „Da, meine Herren, ist einer; jeder mißt einen Schuh im Durchmesser und ist 3 Pfund schwer.“

Entsetzt fuhren die Gäste von ihren Stühlen und starrten den Mondkäs mit großem Staunen an. „Und davon habt Ihr 200 bestellt?“ fragte der junge Lehrer mit lachender Miene.

„Puh! Puh! 200! 6 1/2 Zentner Käse! Die Gutsverwaltung fragt, ob der Täublewirt mit Handeln gehn will oder ob seine Gäste allen allein essen? Sehen Sie? So hochgelehrte Herren! Sollen's haben! Unsinn, einen Käs zu bestellen, den man nicht kennt! Haben gemeint, es seien auch kleine Spundenkäsle? Spunden-

käsle?“ Er legte die Hände auf den Rücken und ging davon, alle in Ratlosigkeit zurücklassend.

„Was meinst Du, Kolleg?“ sagte mit gedrückter Stimme der alte Lehrer zum jungen. „Das ist eine heillose Geschichte. Wenn sie herauskommt, sind wir blamiert.“

Da kam der Täublewirt wieder brummend herzugelaufen: „Nun? Anschneiden! Anschneiden! Keiner wagte das Messer in den Laib zu setzen, bis der junge Lehrer anfing und sich ein Stücklein herausholte: „Fein! Sehr fein!“

„Puh! Puh! Und dick und schwer!“



„Da, meine Herren, ist einer; jeder mißt einen Schuh im Durchmesser und ist 3 Pfund schwer.“

„Täublewirt, Ihr müßt schweigen!“ meinte der alte Lehrer.

„Schweigen? Wenn die Herren dumme Geschichten machen? In den Kalender muß es, in den Kalender!“

„Ja,“ meinte der Pfarrer, der sich endlich auch vom Schreck erholt hatte, „Täublewirt, wenn Ihr den Mund nicht halten könnt, komme ich nie mehr und stimme dafür, daß Euch alle 6 Zentner am Hals bleiben.“

„Wieso? Puh! Herr Pfarrer, Puh! Wieso, Herr Pfarrer?“

„Puh hin oder her! Ihr habt den Käse bestellt, und die Gutsverwaltung hält sich nur an Euch. Merkt Ihr?“

„Ja, ja! Dummheit gemacht! Weiß wohl,“ gab der Täublewirt zu. „Aber kann doch den Käse nicht allen allein essen? Langt ja ein ganzes Jahr!“

„Nur Geduld!“ meinte der junge Lehrer, „ich hab' eine Idee — wir bringen den Mainauerkäs schon weg!“

\* \* \*

Am nächsten Abend fuhren die drei Herren im Chaisle des Täublewirts — er auf dem Bock und hinten drauf eine Kiste mit Mainauerkäsen — ins Vollenbach hinaus. Im Wirtshaus ward eingestellt. Der Herr Pfarrer ging zu seinem Kollegen, der alte Herr Lehrer zu den seinen und der Täublewirt mit dem jungen Lehrer zu den Hofbauern im

Zinken. Der Himmelsbacher Hinterbauer nahm ihnen 10 Laibe für seine Knecht' und Mägd' ab gegen eine Seite Speck und einen Schinken; die Vorderbäuerin im Niederbachtobel auch 10 gegen 4 Flaschen Kirschenwasser und der Knastenbauer im hintern Ballwerast ebensoviel gegen  $\frac{1}{2}$  Klasten Buchenholz.

So giengs an andern Abenden ins Fischbach, zu den Stückerhöfen, ins Entersbach und zur Kreuzwirtin im Haselbach . . . Und in 14 Tagen waren die Mainauerkäse auf 10 Laibe herabgekommen.

„Jetzt könnten wir's lassen,“ meinte der alte Lehrer, „die verzehren wir!“

Wer die Sache kannte, dem fiel es nicht auf, daß bis zum ersten Schnepfensonntag die drei Herren und der Täublewirt allabendlich wieder dem Mainauer zusprachen.

„Der letzte Laib!“ sagte eines abends der Täublewirt, und legte ihn auf den Tisch.

Da waren's alle herzlich zufrieden. Der Täublewirt stellte eine Flasche „Ortenberger-Auslese“ in glänzendem Golde dazu.

„Wenn's gut vorbei ist, läßt sich gut lachen,“ sagte der Pfarrer. „Prosit meine Herrn!“

Und da die Herren im Winter darauf wieder beisammen saßen, schickte der Gutsverwalter von der Mainau einen feinen Mainauerkäs, darauf als Zueignung geschrieben war: „Dem Täublewirt im Kinzigthal ein Freieremplar!“ V. Sch.



### Gut bedient.

Als Friedrich der Große seinen Leibarzt Zimmermann, um ihn zu hänseln, fragte, ob er schon viele Menschen in die andere Welt befördert habe, antwortete der schlagfertige Hofmann: „Nicht so viel als Eure Majestät und nicht mit so viel Ruhm.“

### Wie man's zu etwas bringt.

So manchen edlen Mann seh ich im Staube liegen, Und Null war fast aus nichts zum großen Matador Du kennst ihn ja. Wodurch ist er so hoch gestiegen? Gestiegen? — hm! — Er kroch empor.

### Kurioser Auftrag.

Der Geschichtsprofessor hielt einen Vortrag vor seiner Klasse, der Quarta, über die Schlacht an den Termopylen. Er war im besten Zug. Mit feurigem Pathos setzte er ein und erzählte: „Da schickte der Perserkönig zum letzten Mal einen Herold zu Leonidas und ließ ihm sagen: — Müller, wenn du jetzt das Maul nicht hältst, hau' ich dir eine hinter die Ohren!“

### Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht, Wirkt wie der Wein, nur eine Nacht.

# Der Spion.

Eine Erzählung von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten.)



er früh scheidende Strahl der Spätherbstsonne warf sein gelblich-blasses Licht über die weißen Kalkfelsen, die am waldigen Hang den Lauf der Donau begleiten; die Spitze des Ulmer Münsters umspielte noch das matte Licht, während über die Dächer von Langenau schon die ersten Schatten streiften. Auf der Höhe leuchteten die freundlichen Orte Alpeck und Göttingen auf, die Höhenzüge der Blaubeurer und Heidenheimer Alb hüllten sich in blaue Dämmerung.

Bei den ersten Häusern von Hupfau, das einsam am Rande der hügeligen Hochebene lag, wandte sich Corbinian Krautwiel, der in der kleinen Ortschaft stationierte Gensdarm, noch einmal zurück. Allein es war nicht die Schönheit der abendlichen Landschaft, die seinen Blick fesselte; sein Auge hing an dem weiten Donaried zu seinen Füßen, wo zwischen Wilhelmshurg und Safranberg das Bahngelise den Festungsgürtel verlieh.

Obwohl er lange Soldat gewesen, hatte er seinen brennenden Ehrgeiz nach Heldenruhm nie befriedigen können, und der größte Schmerz seines Lebens war es, daß er anno 1870 bei der Besatzung in Ulm hatte zurückbleiben müssen, ohne nur einen Fuß breit Feindesland zu sehen. Daß seine Tochter Lorch

zwei Jahre zu Nancy im Dienst gewesen und die Franzosen als ganz ehrliche, brave und feine Leute schilderte, konnte seine Anschauungen nicht ändern. Der Chauvinismus, von dem die Zeitungen so viel berichteten, bewies ja deutlich, daß sie noch immer auf Rache für ihre Niederlage sann, und so oft man in Frankreich wieder einen deutschen Spion gefangen haben wollte, geriet der wackere Corbinian in eine grimme Wut. Warum gelang es den Deutschen fast niemals, einen solchen Fang zu machen? Jedenfalls war die Polizei zu gutmütig und sorglos. Aber ihm sollte nur einmal solch ein welscher Auschnüffler begegnen! Es schien ihm nicht zweifelhaft, daß die nahe starke Festung längst einen Gegenstand feindlicher Spionage bilde, und mit den Jahren war es ihm zur fixen Idee geworden, daß er noch einmal durch die Entlarvung eines solch schändlichen Individuums zum Retter des Vaterlandes werden müsse.

Mit solchen Gedanken trat er jetzt in die Wirtschaft zum Glöcher Hof, das einzige Gasthaus, welches die kleine Gemeinde Hupfau besaß. An dem runden Tische war noch ein einziger Platz für Corbinian frei, der hier allabendlich seinen Stammschoppen zu trinken pflegte. Mit der ganzen Würde eines Uniformierten ließ er seinen etwas behäbigen Körper auf den Stuhl nieder und ließ sich von Nofa, der schmucken Wirtstochter, das gefüllte Glas reichen.

„Was Neues?“ fragte er in kurzem, schnarrendem Tone, den er während seiner Dienstzeit in Ulm einem preußischen Unteroffizier abgelernt hatte und der ihm die Grundbedingung für allen militärischen Nimbus zu sein schien.

Hans Loner, der Krämer, reichte ihm ein Zeitungsblatt, und die kurze Pfeife einen Augenblick aus dem Munde nehmend, sagte er: „Zwei Spione haben's gefangen.“

„Die sich in Kiel herumgetrieben und die Hafensbefestigungen skizziert haben“, fügte sein Nachbar, Caspar Owen, bei.

Corbinians Augen leuchteten einen Moment in heller Freude auf. „Was? — Spione? — und gleich zwei? Endlich einmal ein guter Fang, ich hab's ja immer gesagt, man muß nur die Augen aufthun!“

Bei den letzten Worten verlor sich bereits der siegesfrohe Ton, es wurmte ihn doch, daß andere

ihm den Rang abgelassen und ihm zuborgekommen waren. Hätte nicht auch er die fremden Missethäter erwischen können! Im Gefühl getränkter Ehrgeizes wischte er den gelblichen Bierseifen von seinem bereits stark ergrauten Schnurrbart, und die langen Enden desselben durch die Finger zwirbelnd, vertiefte er sich in die Lektüre der vor ihm liegenden Zeitung.

Der Wirt, der herzugetreten war, wies auf eine andere Stelle des Blattes. „Da steht noch etwas. Man vermutet, daß die Ortspolizei nicht die einzigen zur Zeit in Deutschland sich aufhaltenden Spione sind; das französische Kriegsministerium soll gleichzeitig eine Anzahl Offiziere ausgesandt haben, um auch die Landfestungen zu erforschen.“

„Da werden sie auch auf ihn ihr Augenmerk richten“, meinte Amandus Teck, der Bader.

„Dürfte ihnen übel bekommen“, rief Hans Loner. „Wenn einer dem Corbinian in die Hände fiele, kommt er nimmer los, und das Zuchthaus ist ihm gewiß.“

„An mir soll's nicht fehlen, — könnt mir's glauben; ich halt' schon lange die Augen offen“, erwiderte dieser und stürzte ein neues Glas Bier hinunter.

„Die verdammten Franzosen! — —“

„Ja, ja“, meinte der Schneiderleiterweg, bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend. „Euer Lorchen haben sie auch verdorben.“

Das sonnengebräunte Gesicht des Gensdarmen ward dunkelrot: „Was sagt Ihr da? — Verdorben?“

„Müßt den Martin recht verstehen“, begütigte Kaspar Owen; „es läßt sich halt nicht leugnen, daß eure Tochter hochmütig und stolz aus dem Belschland wiedergekommen ist; seht, früher hab' ich alleweil gedacht, mein Heinz und das Lorchen müßten einmal ein Paar werden; aber jetzt will das Mäd'el nichts mehr von ihm wissen und geht ihm aus dem Weg.“

Corbinian suchte vergeblich nach einer Antwort, denn innerlich mußte er dem Sprecher recht geben; er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß seine Tochter verändert zurückgekommen war.

„Ihr hättet sie halt nicht nach Frankreich schicken sollen“, mischte der Wirt sich ein.

„Ist mir ärgerlich genug gewesen“, brummte der Gensdarm, „aber ich hab' nicht anders können, da es sich um den Wunsch eines Sterbenden handelte.“

„Um euren Schwager?“ fragte Hans Loner.

„Freilich, ihr wißt's ja, der Bruder meiner Frau ist schon frühe nach Frankreich ausgewandert und seine Geschäfte haben ihm eine Rückkehr nach Deutschland nicht gestattet. Er ist zeitlebens Junggeselle geblieben, und als er alt und krank geworden, hat er nirgends eine Hilfe bei den fremden Leuten gefunden. Die Reise zu uns hat er nimmer machen können, und ich hätt' ja ein Türke sein müssen, wenn ich ihn in seinem Elend im Stich gelassen hätte. Da hat halt das Lorchen, die ein gutes Herz hat, die Reise angetreten.“



„An mir soll's nicht fehlen, — könnt mir's glauben; ich halt' schon lange die Augen offen.“

„Ist's wahr, daß der Kranke schon tot war, als sie in Frankreich eingetroffen?“ fragte der Schneider. „Wohl, wohl, und das arme Ding ist in die ärgste Not geraten. Bin damals schlecht bei Kasse gewesen und hab' ihr das Geld zur Heimreise nicht schicken können.“

„Da ist ihr freilich nichts anderes übrig geblieben, als sich in der Fremde eine Stelle zu suchen“, meinte der Wirt. Der Gensdarm nickte. „Zum Glück haben sich gute Leute gefunden, die ein Kindsmädchen haben brauchen können, und da hat sie halt zugegriffen.“

„Müssen doch nicht gar so schlechte Leute sein, die Franzosen“ bemerkte Hans Loner.

„Freilich, mit den Weibsleuten führen sie keinen Krieg“, sicherte der Bader.

Corbinian, der inzwischen hastig weiter getrunken hatte, erhob sich. Die Wendung, die das Gespräch genommen hatte, war ihm peinlich.

Mit kurzem Gruße entfernte er sich und trat in die in nächtliches Dunkel versunkene Dorfstraße hinaus.

In dem matten Schein einer trüb brennenden Laterne bemerkte er einen Fremden, der sich scheu an den Häusern entlang schlich, von Zeit zu Zeit stehen blieb, um zu einem erleuchteten Fenster emporzuschauen, und sich dann ängstlich umblickend wieder weiter bewegte. —

Ein Landstreicher — dachte Corbinian; der kam ihm gerade recht! Das Gebahren des Unbekannten, erschien übrigens im höchsten Grade auffällig. Vielleicht plante er gar einen Einbruch oder Schlimmeres. Dem mußte man auf den Grund kommen. Vorsichtig näherte er sich von hinten dem Verdächtigen und legte mit schwerer Wucht die Hand auf seine Schulter.

Die schwächliche, schlanke Gestalt des Fremden zuckte zusammen. Er wandte sich jäh um und zeigte ein feines, etwas blaßes Gesicht mit dunklen Augen und einem kecken schwarzen Schnurrbart.

„Wer sind Sie? — Was wollen Sie da?“ fragte barsch der Gensdarm.

Der überraschte zuckte mit bedauernder Miene die Achseln. „Pardonnez, Monsieur!“

„Monsieur —“ fuhr es Corbinian durch den Kopf, das war entschieden Französisch. Mit durchbohrenden Blicken betrachtete er den Fremden von oben bis unten. Für einen Handwerksburschen war er zu gut gekleidet, obwohl er ein kleines Bündel am Rücken trug. Auch seine Sprache, sein ganzes Wesen erschien zu fein. Dahinter steckte etwas anderes. Kein Zweifel — er hatte einen verkleideten Spion vor sich! Seine Hand ruhte mit schwerem Drucke auf der Schulter des Ertappten.

„Laissez moi, je vous prie!“ rüthete dieser.

Aber Corbinian kannte kein Erbarmen. „Ihr

seid auf dem Wege nach Ulm? —“ fragte er brummend. „Gestehet nur, da hilft kein Leugnen; ihr wollt die Festung auskundschaften.“

Der Fremde schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er nicht verstehe.

„Gebt mir eure Papiere!“ herrschte Corbinian ihn an.

Ein Blick des Verständnisses suchte in den Augen des Franzosen auf. „Ah — du papier —“ Er griff in die Tasche und zog einen Feszen alten Zeitungspapieres hervor. „Voilà, prenez done!“

„Wollt Ihr mich zum Narren haben?“ erbot sich der Gensdarm. — „Guten Paß! — Eure Legitimation will ich sehen.“

Das Wort Legitimation schien der Franzose zu begreifen. Er zog einige zusammengefaltete Papiere hervor und reichte sie dem Gensdarm. Dieser schlug sie mit wichtiger Amtsmiene auseinander, stellte sich unter das Licht der Laterne und warf einen prüfenden Blick darauf. Aber da war alles französisch geschrieben, von dem er kein Wort verstand. Wenn nur das Lorchchen daheim gewesen wäre, die hätte ihm alles überlesen müssen; aber ärgerlicher Weise befand sich das Mädchen seit zwei Tagen bei einer Nuhme in Leinerstetten und würde wohl kaum vor dem nächsten Abend zurückkehren. So blieb als Dolmetsch nur der Pfarrer übrig,



„March fort mit Euch ins Loch.“

aber den konnte er jetzt nicht mehr auffuchen. Einstweilen mußte der Verdächtige in Sicherheit gebracht werden; morgen konnte man weiter sehen.

Doch er durfte nicht ahnen, daß Corbinian kein Französisch verstand.

Der Fremde, der mit ängstlicher Miene die Prüfung seiner Papiere beobachtet hatte, fragte plötzlich: „Vous êtes officier?“

„Was Offizier seid Ihr? — Das wissen wir längst, mein Lieber,“ lachte Corbinian höhnisch. — Ein verkappter französischer Offizier, — und als solcher habt Ihr mir ins Gefängnis zu folgen.“

Der Erschrockene schien aus der drohenden Miene des Gensdarmen, der ihn am Arm ergriff, um ihn fort zu führen, sein Schicksal zu erraten. „Me voulez — vous mettre en prison?“

Was, Priße? — schnauzte Corbinian ihn an. — Unverschämter Kerl, wollt Ihr mich zum Besten haben? Marsch fort mit Euch ins Loch!“

Der Fremde wollte noch einen Versuch machen, sich zu verständigen. „Pai été —“

Aber der Gensdarm schnitt ihm erboßt das Wort vom Munde.

Er stieß ihn aufgeregt vor sich her, und der entlarvte Spion, der einsah, daß kein Entkommen möglich war, fügte sich ergeben in sein Schicksal.

Doch plötzlich blieb Corbinian stehen. In seiner Aufregung über den großen Fang hatte er nicht daran gedacht, daß das Arrestlokal vor wenigen Tagen von einem böswilligen Strolch, den man dort eingesperrt, in Brand gesteckt und noch nicht wieder hergestellt war; da man keinen Ersatz besaß, blieb nichts übrig, als den Missethäter einstweilen in seine eigene Wohnung in Gewahrsam zu bringen. Ein Entkommen des sehr gefährlichen Menschen schien hier am wenigsten möglich, und an einer scharfen Bewachung sollte es nicht fehlen. —

Als Lorchchen früher als erwartet, bereits am nächsten Vormittag von Leinerstetten zurückkehrte, war sie nicht wenig verwundert, weder Vater noch

Mutter im Hause zu treffen. Während sie Hut und Mantel ablegte, glaubte sie über ihrem Kopfe ein Geräusch zu vernehmen. Sollte die Mutter auf dem Speicher sein? Rasch stieg sie die schmale Stiege empor und blieb erstaunt am oberen Ende derselben stehen.

„Was thust denn da, Mutter?“

Frau Krautwinkl, die gebeugt vor der Thür einer Dachkammer stand, richtete sich auf und machte eine Bewegung, stille zu sein. Dann schlich sie leise auf den Zehen zu ihrer Tochter hin.

„Bist du schon da, Lorchchen?“

„Eben gekommen. Aber du gucktest ja durchs Schlüsselloch. Was ist denn darin?“

Frau Krautwinkl legte den Finger auf den Mund. „Unser Gefangener“ —

„Was, ein Gefangener? Hier auf der Dachkammer?“ —

„Nur einstweilen, bis man ihn in die Stadt bringt.“

„Ist es ein schwerer Verbrecher?“ fragte Lorchchen flüsternd.

„Ein ganz besonderer. Er hat spionieren wollen.“

„Spionieren, hier im Hause?“

„Dummes Ding, auf Ulm, auf die Festung hat ers abgesehen. Der Vater sagt es, so muß es wahr sein.“

„Und wo ist der Vater?“

„Zum Herrn Pfarrer gegangen mit den Papieren des Spitzbuben, die er nicht lesen kann.“

„In was für einer Sprache sind sie denn geschrieben?“ fragte Lorchchen.

„Es soll französisch sein.“

„Aber dann hätt' ich sie ja lesen können.“

„Wir erwarteten dich erst heute oder morgen am Abend zurück, und die Sache hat Gile; es handelt sich um die Sicherheit des Staates, hat der Vater gesagt.“



„André!“ rief Lorchchen auf einmal. „Ist es möglich, bist du's wirklich!“

„Und warum sahst du denn durch das Schlüsselloch, Mutter?“

„Der Vater hat befohlen, alle halbe Stunde nachzusehen, ob er auch noch darin ist. Bei so einem ist man nie sicher, und wenn er entwischte, könnte es den Vater seine Stelle kosten.“

Als sie den Hausflur erreichten, stand an der Thür ein kleiner Bube und richtete einen Auftrag von Corbinian aus. Der Vater hätte den Pfarrer nicht getroffen, der zu einem Kranken gerufen sei. Er sei ihm nachgegangen und komme erst am Nachmittage zurück; bis dahin solle man strengstens auf den Gefangenen achtgeben und vor allem das Zimmer nicht öffnen.“

„Aber der arme Mensch muß doch etwas zu essen und zu trinken bekommen“, meinte Lorchchen mitleidig.

„Wenn man die Thür nicht öffnen soll, kann man ihm doch nichts geben.“

„Der Vater hat es auch strengstens verboten.“

„Wie, der Unglückliche soll hungern?“

„Damit er nachgiebig wird und ein Geständnis ablegt.“

„Das ist wohl wahr“, meinte Lorchchen nachdenklich; „aber man sollte ihm doch auf irgend eine Weise etwas zukommen lassen. Hast du den Schlüssel?“

„Freilich, den hab' ich in der Tasche und lasse ihn nicht von mir, sonst dürft ich dem Vater nicht mehr unter die Augen kommen. Nur gut, daß du wieder da bist, denn jetzt kannst du von Zeit zu Zeit nachsehen. Ich muß nach Langenau hinunter, um Mehl und Salz zu holen.“

Lorchchen ließ die Mutter nur ungern gehen, es war ihr unheimlich im Hause, seit sie wußte, daß über ihrem Kopfe ein verzweifelter, hungernder Mensch weilte. Nach einer Weile stieg sie vorsichtig die Treppe hinan und schlich sich leise an die Thür der Dachkammer. Neugierig blickte sie durch das

Schlüsselloch. Aber sie vermochte nichts als ein paar Füße zu sehen, die in dunklen Beinkleidern steckten. Es war ihr, als höre sie einen unterdrückten Seufzer, ein leises Stöhnen. Mein Gott, der arme Mensch verhungerte gewiß, und sie konnte ihm nicht helfen! Sie konnte es in der Nähe des Unglücklichen nicht aushalten und eilte wieder hinab. Im Wohnzimmer warf sie sich auf das Sofa und hielt sich die Hände vor die Ohren, in Furcht, noch weitere Schmerzenslaute zu hören.

Sie mußte an ihre unglückliche Lage in Frankreich zurückdenken, an die herbe Not, in der sie sich damals befunden. Allein und verlassen in fremdem Lande, ohne jede Mittel und doch zu stolz, um zu betteln, hatte sie den Wohnort ihres verstorbenen



Vom Karlsruher Fest: Der Freiburger Münster auf dem Festwagen.  
Nach einer Aufnahme von F. Kempte, Freiburg.

Oheims verlassen, um zu Fuß die weite Reise in die deutsche Heimat anzutreten. Bis in die Nähe von Nancy war sie gekommen. Da verließen sie ihre Kräfte. Sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen, ihre Füße trugen sie kaum mehr, und obwohl die Lichter der Stadt schon in der

Ferne glänzten, konnte sie nicht weiter. Verzweifelt weinend setzte sie sich auf einen Stein am Wege und erwartete den Tod in der bitterkalten Herbstnacht. Da war ein junger, freundlicher Mann des Weges gekommen, hatte sie bemerkt und sich nach dem Ziel ihrer Reise erkundigt. So gut sie es vermochte, erzählte sie in gebrochenem Französisch ihr trauriges Schicksal, und bei ihren geringen Kenntnissen der Sprache glaubte sie doch aus den Bemerkungen des Fremden zu entnehmen, daß er bereit sei, ihr zu helfen. An die letzte Hoffnung sich klammernd, folgte sie ihm willenlos, auf seinem Arm gestützt, mit Mühe in die nahe Stadt. André Vigneron, wie sich ihr Retter genannt, führte sie in die Familie Harnais, ehrliche, wackere Uhrmachersleute, die sich der Unglücklichen annahmten. Da

man einer Kindsmagd bedurfte, nahm man sie in Dienst, und zwei Jahre blieb Lorchchen dort.

Ogleich der Uhrmacher ein grimziger Deutschenfeind war, ließ er sich doch von seiner gutmütigen Frau bereben, das arme Mädchen in seinem Hause zu dulden. Madame Harnais war seine zweite Gattin, die selbst aus erster Ehe ihm den jungen André zugebracht hatte, der aber wie ein rechter Sohn des Hauses gehalten ward, zumal von der ersten Frau keine Kinder und von der zweiten nur zwei kleinere Töchter am Leben waren.

Lorchchen hatte von dem Augenblicke ihrer Rettung an eine innige Zuneigung zu dem schönen jungen Manne gefaßt, und bald bemerkte sie zu ihrem freudigen Schreden, daß auch André wärmere Gefühle für sie hegte. Doch um ihre Stellung nicht zu gefährden und dem braven Uhrmacher seine Freundlichkeit nicht mit Undank zu lohnen, bewahrte sie ihre junge Liebe so lange als Geheimnis im Busen, bis ihr das ungestüme Werben Andrés in seiner schwachen Stunde das Geheimnis entriß.

Madame Harnais hatte längst ein scharfes Auge auf die beiden geworfen und die Wahrheit geahnt.

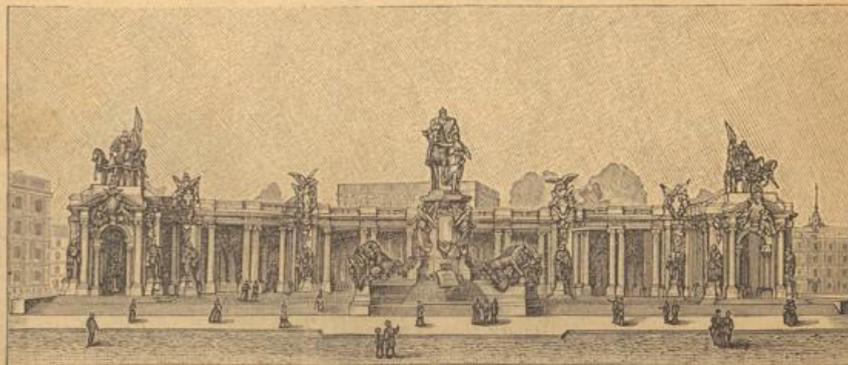
Eines Abends schloß sie sich mit Lorchchen ein und eröffnete ihr, daß sie alles wisse. Aber an eine Verbindung, die der Stiefvater niemals billigen würde, sei nicht zu denken. Als Deutsche könne sie zu seinen Lebzeiten nie die Frau Andrés werden, und wenn dieser den Bund ertrogen wollte, würde das Glück des Hauses für immer zerstört sein. Mit Thränen in den Augen beschwor die Frau das Mädchen, von ihrer hoffnungslosen Liebe zu lassen und, um Andrés Vorhaben zu vereiteln, so schnell als möglich die Familie zu verlassen. So unglücklich Lorchchen dieses Begehren machte, konnte sie sich doch seiner Berechtigung nicht verschließen. Lieber wollte sie ihr eigenes Glück opfern als die Wohlthaten, die sie empfangen, mit Undank lohnen.

So erklärte sie sich bereit, auf Frau Harnais' Vorschlag einzugehen, verließ an einem der nächsten Tage heimlich das Haus und trat die Heimreise

nach Deutschland an. Von André hatte sie nie mehr etwas gehört, auch Madame Harnais schrieb ihr nicht, aber sie konnte den Geliebten nicht vergessen.

An alles das mußte sie jetzt denken, und Thränen traten bei der Erinnerung in ihre hellen blauen Augen. Plötzlich strich sie sich mit energischer Bewegung das reiche blonde Haar aus der niederen, weißen Stirne und sprang mit einem festen Entschlusse empor.

André hatte ihr geholfen, der Fremden, Verlassenen, und sie sollte schlechter sein als er! Nein! Sie konnte den armen Gefangenen da oben, der ein Landsmann des Geliebten war, nicht hungern und verzweifeln lassen, mochte sie immerhin der Zorn ihres Vaters dafür treffen. Sie richtete sich auf und trat ans Fenster. Ein Blick in den Hof zeigte



Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm den Großen in Berlin, eingeweiht am 22. März 1897.

ihr das Mittel, das sie zur Ausführung ihres Vorhabens bedurfte. In der Ecke zwischen Stall und Bohnhaus lehnte eine starke Leiter, die bis zur Höhe der Dachkammer hinaufreichen mußte. Flink eilte sie an den Schrank, nahm Brod und Käse heraus, füllte eine Flasche mit Most und trug mit dem Aufgebot aller ihrer schwachen Kraft die Leiter an ihren Platz. Dann kletterte sie wie ein Eichhörnchen die Sprossen hinauf und hob das Köpfchen schon über den Rand des Fensters. Das Herz pochte ihr doch ein wenig, trotz des guten Werkes, das sie plante.

Sie vermochte nichts zu erblicken. Ein jäher Schrecken befiel sie. Gewiß war der Unglückliche vor Schwäche in Ohnmacht gefallen und lag am Boden. Vorsichtig pochte sie an die Scheibe. Da plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus und wäre fast von der Leiter gestürzt. Hinter dem Fenster

war ein Kopf erschienen, ein wohlbekanntes Gesicht, auf dem sich Freude, Staunen, Schrecken malten.

„André!“ rief Lorch auf einmal, „ist es möglich, bist du's wirklich?“

Bei dem Klang der Stimme überstrahlte ein heller Sonnenschein der Freude das Antlitz des Gefangenen. Er riß das Fenster auf, streckte beide Arme aus, um das Mädchen zu halten und konnte nichts hervorbringen als „Lorch, Lorch!“

Er suchte sie zu sich zu ziehen, aber sie wehrte ab. „Nein, nein, nicht da hinein, komm heraus zu mir in den Hof.“

„Aber der Gensdarm, der mich gefangen hat —“

„Ist ja mein Vater, komm nur, ich verantworte alles,“ lachte Lorch glücklich und machte ihm auf der Leiter Platz.

Er schwang sich gewandt hinaus und betrat die oberste Sprosse.

„Aber du bist doch nicht schuldig?“ fragte Lorch plötzlich ein wenig erblassend.

„Schuldig? Wieso?“ fragte er im Hinabsteigen.

„Du sollst spioniert haben.“

„Freilich habe ich spioniert, in der ganzen Gegend, und gestern Abend Haus bei Haus, um dich zu finden.“

„Und die Festung?“

„Was kümmert mich die Festung! Ich suchte dich, aber“, — unterbrach er sich plötzlich — „jetzt begreife ich, dein Vater hatte mich in Verdacht, hielt mich für einen Spion?“

„Freilich, freilich“, sagte Lorch, auf den Boden springend und den Geliebten rasch ins Haus ziehend.

André mußte laut auflachen. „Nein, Lorch, die Festung, die ich suchte, hat sich mir schon lange ergeben.“

„Suchtest du mich denn wirklich?“ fragte das Mädchen, die Arme um seinen Hals schlingend.

„Niemand als dich, um dich zu meinem lieben Weibchen zu machen.“

„Und Herr Garnais, dein Stiefvater?“

„Ist vor einem halben Jahre gestorben. Meine gute Mutter heißt dich von Herzen willkommen,

und nichts steht mehr unserem Glücke im Wege. Ich wollte dir nicht schreiben, um mir die Freude der Überraschung nicht nehmen zu lassen.“

„Und so bist du selbst gekommen!“

Er zog sie auf das Sofa, und während ihre Lippen sich immer und immer wieder im Kusse fanden, erzählte sie ihm alles, was sie von der Mutter wußte und wie das Mitleid sie an sein Gefängnis getrieben, um dem armen Unbekannten zu helfen.

Draußen ward mit Heftigkeit die Hausthür aufgerissen. Corbinian Krautwühl, der eben beim Pfarrer die Papiere hinterlassen hatte, stürzte herein und stampfte sofort mit schweren Tritten die Stiege hinauf, um sich von der Anwesenheit seines Gefangenen zu überzeugen.

Rasch riß er den Schlüssel aus seiner Tasche und sperrte die Thür auf. Mit einem Schrei des Schreckens taumelte er zurück. Das Nest war leer, der kostbare Vogel ausgeflogen. Bläß und zitternd vor Wut stürzte er hinab, um seine Frau für das Geschehene zur Rechenschaft zu ziehen.

Lorch, die den Vater kommen hörte, war eben im Begriffe, den Geliebten einstweilen im Schranke zu verbergen,

bis der Wütende eingeweiht wäre und sein erster Zorn sich gelegt hätte. Aber schon war es zu spät, und das Mädchen konnte André nur noch neben sich auf das Sofa ziehen, um wenigstens den Tisch als Schutz zwischen sich und dem Ergriminten zu haben, als der Gensdarm mit zornrotem Gesicht auf der Schwelle erschien.

Wie von einer Natter gestochen schnellte er zurück und stieß einen dumpfen Schrei aus, als er seine Tochter und den schändlichen Spion Seite an Seite erblickte. Mit geballten Fäusten wollte er sich auf das entartete Kind stürzen; aber der Anblick des Franzosen ließ ihn vorsichtshalber zum Säbel greifen.

Doch im selben Augenblicke ward seine Hand von hinten ergriffen und sein Arm zurückgerissen.



„Was? Sie da, Hochwürden?“

„Halten Sie ein! Kein Blutvergießen!“

Corbinian fuhr jäh herum; er hatte die Stimme des Geistlichen erkannt. „Was? Sie da, Hochwürden?“

Der wackere Pfarrer, seiner seelsorgerischen Würde vergessend, schüttelte sich vor Lachen. „Nein, nein, solch ein Mißverständnis! Das ist zu komisch! Wissen Sie, was in den Papieren steht? Daß sich Ihr Name darin findet?“

Das Gelächter des sonst so ernstern und strengen Seelenhirten brachte Corbinian so sehr aus der Fassung, daß er einen Augenblick selbst seine Wut gegen die Mißethäter vergaß. „Was? Was?“ stotterte er mit offenem Munde.

„Dieser junge Mann, André Bigneron aus Nancy“, brachte der Pfarrer mühsam hervor, „hat sich beschleunigen lassen, daß seine Reise den Zweck habe, einen gewissen Corbinian Krautwickel aufzusuchen, dessen Tochter er liebe und deren Hand er von dem Vater erbitten wolle — —“ er konnte nicht weiter und brach in ein neues krampfhaftes Lachen aus.

Der Gensdarm stand wie aus allen Himmeln gestürzt.

„Vorchen, ist das wahr?“ stöhnte er.

Da faßte das Mädchen sich ein Herz und erzählte alles.

Und da die inzwischen heimkehrende Mutter, als sie die seltsame Geschichte erfuhr, die Tochter unterstützte und der Pfarrer ebenfalls zum Guten redete, so blieb dem Enttäuschten schließlich nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und, um eine größere Blamage zu vermeiden, doch seine Einwilligung zum Herzensbunde der beiden zu geben.

Da André überdies wohlhabend und bereit war, nach Deutschland überzusiedeln, so tröstete er sich damit, statt eines Spions wenigstens einen passenden Schwiegersohn gefunden zu haben.

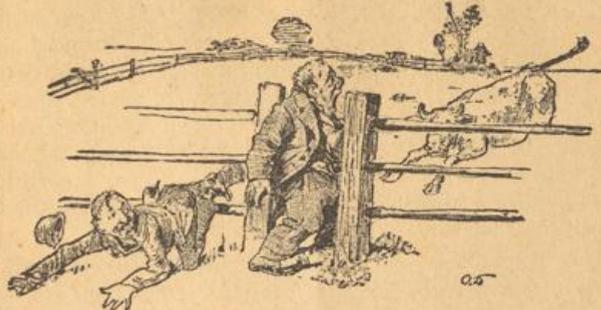
Ein Jahr später segnete der Pfarrer mit stillem Lächeln das schöne junge Paar am Altare.

Corbinian Krautwickels Eifer, französische Spione zu fangen, ist aber seit der Hochzeit Vorchens bedeutend erkaltet.

### Wofür es gut ist.

Der dicke Schuster Klumpmeier geht mit seinem Freunde, dem Schneider Spiller über Feld spazieren. Es dauert gar nicht lange, so verfällt der Schuster wieder in seine alte Gewohnheit, den Schneider wegen seiner Magerkeit zu hänseln. „Wer weiß, wofür es gut ist —“ sagt auch heute der Schneider und lächelt. Da kommen sie an eine Kuhtrift. Der dicke Schuster muß gerade sehr heftig niesen und zieht sein großes rotes Schnupf-

tuch hervor. Das reizt einen Stier so auf, daß er im Sturm auf die beiden hieheren Handwerker attackiert. Der dünne Schneider rettet sich schnell, indem er durch ein Gitter kriecht, der dicke Schuster aber kann wegen seines runden Bauches nicht einmal durch die Pforte. „Siehst Du —!“ ruft jetzt der Schneider schadenfroh —



„nu haste Dein Fett —!“

### Die Wirtschaft am Bodensee.

Ein Dienstmädchen verlangte in einer Buchhandlung für ihre Herrschaft „Die Wirtschaft am Bodensee“. Der Buchhändler befaß sich hin und her, und endlich sagte er dem Mädchen, daß er ein Buch mit diesem Titel nicht kenne.

Nach kurzer Zeit kam das Mädchen wieder mit einem Zettel, worauf das Begehrte stand: „Mirza Schaffy von Bodensiedt“.

Das war nun allerdings etwas anderes!

### Das böse Weib.

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt; Nur schlimm, daß jeder feins für dieses einzige hält.

### Auf das Haus eines Arztes.

Der läßt ein Haus am Kirchhof bauen;  
Die Absicht dürft ich bald erraten:  
Der Mann will täglich seine Thaten  
Mit einem Blicke überschauen.

Heute hatte unser bekanntes Gastzimmer im Schiffwirthshaus zu Seeberg ein besonders feierliches Aussehen. Weit mehr Gäste, als unsere Leser sonst gewohnt sind, hier zu begrüßen, hatten sich eingefunden. Der Wanderer präsißierte an einer langen Tafel. Rechts und links an dem Tisch herunter saßen wohl an 30 Personen.



## Der Wanderer in Seeberge.

Mehrere hell glänzende Apparate standen auf einem Seitentische. Der Polizei-Maier und der Kirchestimme hatten schon mehrmals hinübergeschießt, ob die Maschine nicht von selbst losgehen könnte. Der eine sagte dem andern: „Das sind die Hellektrizitätswerke!“

Der Wanderer erhob sich und sprach: „Heute, liebe Gesellschaft, soll's ein wichtiges Kapitel geben, eines aus der Elektrizität! Wenn man dem alten Polizei-Maier in seiner Jugend gesagt hätte, daß man dereinst im Eisenbahnschnellzug in 4 Stunden von Konstanz über den Schwarzwald nach der Residenz fahren, daß man eine Nachricht dahin in 1 Minute telegraphieren, ja daß man sogar auf diese Entfernung mit einander verständlich sprechen könne und jede Stimme dabei durch einen einfachen Draht zu hören bekomme, daß man dem Kirchestimme die Fingerringe durchs Fleisch durch photographieren könne, da hätte er den Kopf geschüttelt: „So was macht Ihr mir nicht weiß, das ist Hexerei!“ Heute aber ist's keine Hexerei.

Von allen Gebieten des Wissens aber hat sich keins so mächtig ausgebreitet als das der Elektrizität.

Wenn ich hier diesen Magnetstab in Eisenfeile hineinlege, — was geschieht? An beiden Enden des Stabes haben sich die Eisenteilchen angeheftet und stehen daran hinaus wie ein struppiger Bart. Der Magnet hat die Kraft, Eisenstückchen anzuziehen und sie selbst zu kleinen Magneten zu machen. So

es ist auch elektrisch geworden. Wenn ich aber jetzt den Glasstab wieder in die Nähe des Kügelchens bringe, wird es abgestoßen. Nun reibe ich mit einem wollenen Tuch diese Siegellackstange. Nähere ich nun diese dem Kügelchen, so wird es zur Stange hingezogen. Es wohnen also zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Elektrizitäten in der Glas- und Siegellackstange. Man heißt sie positive und negative Elektrizität. Aus diesen zwei einfachen Versuchen können wir das Hauptgesetz der Elektrizitätslehre ableiten: Gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an.“

Der junge Herr Lehrer sah in die Schenke hinein. Da stand des Schiffwirths Tochter, die Fräulein Emma. Es war dabei offenkundig, daß beide entgegengesetzt elektrisch geladen waren; nur konnte nicht festgestellt werden, wer das Glas und wer das Harz wäre.

„Die Elektrizität kann aber auch noch auf eine andere Art entstehen. Hier habe ich ein Glas, in dem sich Kupfervitriollösung befindet, und darin steht ein hohler Kupfercylinder, an dessen Ende ein Draht angelötet ist. Mitten im Gefäß ist ein mit Schwefelsäure gefüllter, unglasierter Thonbecher und darin ein Stück Zink. An diesem ist auch ein Draht angelötet. Diese Vorrichtung heißt ein Element, und wenn ich, wie hier, 6 solche mit einander verbinde, eine Batterie.“

wohnt in ihm eine unsichtbare Kraft, die man magnetische Kraft nennt.

Hier reibe ich diesen Glasstab mit Seide, und ihr seht, daß er ein kleines freihängendes Hohlkugelflägelchen anzieht. Das ist ebenfalls eine unsichtbare Kraft im Glasstab, die heißt elektrische Kraft. Sowie das Kügelchen an den Stab herangekommen ist, hat es die Eigenschaft des Glasstabes erhalten.

Wenn ich aber jetzt den Glasstab wieder in die Nähe des Kügelchens bringe, wird es abgestoßen. Nun reibe ich mit einem wollenen Tuch diese Siegellackstange. Nähere ich nun diese dem Kügelchen, so wird es zur Stange hingezogen. Es wohnen also zwei verschiedene, einander entgegengesetzte Elektrizitäten in der Glas- und Siegellackstange. Man heißt sie positive und negative Elektrizität. Aus diesen zwei einfachen Versuchen können wir das Hauptgesetz der Elektrizitätslehre ableiten: Gleichnamige Elektrizitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an.“

Der junge Herr Lehrer sah in die Schenke hinein. Da stand des Schiffwirths Tochter, die Fräulein Emma. Es war dabei offenkundig, daß beide entgegengesetzt elektrisch geladen waren; nur konnte nicht festgestellt werden, wer das Glas und wer das Harz wäre.

„Die Elektrizität kann aber auch noch auf eine andere Art entstehen. Hier habe ich ein Glas, in dem sich Kupfervitriollösung befindet, und darin steht ein hohler Kupfercylinder, an dessen Ende ein Draht angelötet ist. Mitten im Gefäß ist ein mit Schwefelsäure gefüllter, unglasierter Thonbecher und darin ein Stück Zink. An diesem ist auch ein Draht angelötet. Diese Vorrichtung heißt ein Element, und wenn ich, wie hier, 6 solche mit einander verbinde, eine Batterie.“

„Aha,“ murmelte der ehemalige Dorfdragoner, „jetzt wird's bald losgehen.“

Und in der That giug es bald los. Der Wanderer fettete allemal den Draht vom Kupfer zu dem vom Zink, so daß am einen Ende ein langer Draht vom Kupfer und am andern vom Zink fortging.

„Jetzt könnten wir telegraphieren“, sagte der Wanderer, „wenn wir einen Telegraphenapparat und eine Leitung hätten. Da drinnen in diesem

Glafe wird jetzt eifrig gearbeitet: das Zink löst sich in der Schwefelsäure, zersetzt die Flüssigkeit, die durch den Thonbecher zum Kupfer geht, und die dadurch entstandene chemisch-elektrische Kraft geht vom Kupfer weiter durch den Draht zum Zink; es ist ein elektrischer Strom entstanden. Der Strom ist geschlossen, sowie ich die 2 Drähte mit einander verbinde. Das ist unsichtbare elektrische Arbeit, die sich aber in verschiedener Weise äußert.“

Da brachte der Wanderer die Drähte in Verbindung mit einem großen rollenähnlichen Apparat, und da schnurrte und surrte es darin, daß alle Strecken die Köpfe über den Tisch, um diese Brummel-

maschine zu sehen. Dem Kirchesimme ward es unheimlich, er stellte sich abseits.

„Das, was wir hier hören“, sagte der Wanderer, „ist eine Induktionsmaschine. Durch diese wird der elektrische Strom bedeutend verstärkt und leistet eine viel größere Arbeit. Damit kann ich jetzt elektrisches Licht machen, elektrische Eisenbahnen treiben, die elektrischen Hausklingeln in Alarm setzen.“

Der Wanderer spannte in zwei Metallknöpfe an

der Induktionsmaschine — oder wie sie der Gemeinderat nannte, Infusionsmaschine — zwei lange Drähte. Die Leute am Tisch mußten sich die Hände reichen, und die beiden legten in der Kette bekamen die zwei Drähte in die Hand. Der Wanderer drehte ein bißchen an dem Apparat, da zuckten alle aufschreiend; es war ein elektrischer Strom durch ihren Körper gegangen.

Nachdem die Gesellschaft wieder beruhigt war, fuhr der Wanderer fort: „Da war vor 40 Jahren in Bonn ein geschickter Glasbläser, Namens Geißler. Der verfertigte herrliche Glasröhren, pumpte daraus die Luft und schmolz sie wieder zu oder füllte sie auch mit Gasdämpfen verschiedener Stoffe.“

Der Wanderer zeigte solche Röhren und klemmte die zwei an den Enden der Röhre herausschauenden Platindrähte an seine Batterie-drähte und kommandierte: „Lichter aus!“

Die vier Lampen in der Wirtsstube waren gleich ausgeblasen. Und dunkel war's! Draußen war es zudem Neumond, und Laternen hatte Seeberg nur drei: eine vor dem Gemeindehaus, eine beim Pfarrhof und

die dritte im Elefantenwinkel, wo die vier Gemeinderäte wohnten. Darum war's auch von außen her ein finster. „Wanderer, mach's nicht zu schrecklich!“ rief eine angsterfüllte Stimme; es war der Kirchesimme. Aber auf einmal leuchtete es wunderbar auf. Eine meterlange Röhre, in der Mitte um sich geschlungen und an den Enden zu Kugeln erweitert, glänzte in wunderbarem Schein; blau, grün, rot.

Der Wanderer erklärte: „Das ist eine Geißler'sche



Eine Eidechse und ein Frosch. Nach einer Photographie mit Röntgenstrahlen.

Röhre. In dieser sind Gasdämpfe von Terpentin. Die kommen, sowie ein elektrischer Strom durchgeschickt wird, zum Leuchten. Dieses Ende mit dem zariblauen Licht ist der negative Pol, die Kathode, das andere Ende der positive, die Anode."

Das war ein Fluten und Zucken und Leuchten in der Röhre drin! Der Wanderer zeigte noch andere Röhren, eine mit flüssigem Erdöl gefüllt, die leuchtete wie Phosphor im Dunkeln.

Die Lichter im Zimmer wurden wieder angezündet, und es trat eine kleine Pause der Stärkung ein, bei der sich die Leute das Gesehene nochmals überdachten.

"Aber mit diesen Versuchen begnügte man sich nicht," erzählte der Wanderer weiter. "Da lebte in Münster ein Physiker, Namens Hittorf. Der verfertigte auch solche Röhren und Glasglocken und pumpte die Luft bis auf 1 Millionstel daraus heraus."

Da lachte der lange Joseph unwillkürlich auf und meinte: "Ein Millionstel! Ach, wie würde nach dieser Pumperei der dicke Peter und die Schiffwirtin aussehen!"

Da man sich dies allgemein vergegenwärtigte, mußten die andern auch mit lachen.

"O sei still, einfältiger Joseph!" murmelte der Peter. "Du würdest beim ersten Pumpenstoß schon als Pulver in die Luft fliegen!"

Der Wanderer zeigte solche Hittorfsche Röhren und kommandierte zum zweiten Mal: "Lichter aus!" Bald strahlte eine davon in ihrem eigentümlichen Licht. Wie ein Phosphoreszieren ging's durch die Röhre von einem Pol zum andern, vom violetten zum grünroten Ende, in kerzengeraden Linien.

"Das ist die strahlende Materie," sagte der Wanderer. "Die verdünnte Luft in der Röhre kommt ins Leuchten; Kryskalle erstrahlen in ihren prächtigen Farben, die elektrischen Strahlen durch-

bringen den ganzen Raum, sie werden zurückgeworfen von der Glaswand, vom Magneten abgelenkt von ihrem geraden Weg, verbrennen leicht entzündliche Stoffe, bewegen ein kleines Mädchen im Innern der Röhre."

"Ich habe eine Idee," sagte der Dorfbarbier. "Was meint Ihr wohl, könnten die Sterne am Himmel nicht solche großen birnförmigen Gefäße sein, die in der Nacht zum Leuchten kommen?"

"Nicht übel," meinte der Lehrer, "nur müßten sie recht große Birnen sein und ein starker Strom durchgehen."



Der Bruch eines Fingerknochens. Nach einer Photographie mit Röntgenstrahlen.

"Das ist Dummheit," schalt die Schiffwirtin den Dorfbarbier. "Wenn Ihr nichts Geseheneres wüßt, könnt Ihr daheim bleiben!"

"Nur langsam, meine Herren!" meinte der Barbier: "Wer in Heidelberg auf der Universität gewesen ist —"

Ein allgemeines Gelächter unterbrach seine Rede. Alle wußten nämlich, daß er seinerzeit Rastierer vom Hofrat Bunsen gewesen und so in Verbindung mit der Heidelberger Universität gekommen war. Nachdem der Wanderer die verschiedensten Röhren gezeigt und erklärt, wurden die Lichter wieder angezündet und eine zweite Pause gemacht, wobei der Lehrer eine

schon als Pulver in die

Lobrede auf den Wanderer als geschickten Experimentator hielt.

"Und diese Versuche, die wir eben gesehen," fuhr der Wanderer fort, "sind die Vorläufer der X-Strahlen geworden; und das ging so zu. Professor Röntgen an der Universität in Würzburg umhüllte solch eine luftleer gemachte Hittorfsche Röhre mit dickem, schwarzem Papier und ließ einen starken elektrischen Strom durchgehen im völlig verdunkelten Zimmer. Und was wahrte er? Ein in einiger Entfernung gehaltener Schirm, der mit phosphoreszierender Farbe angestrichen war, leuchtete hell auf. Wo kam das her? Rings im Zimmer,

auch nicht in allernächster Nähe der verdunkelten Röhre war eine Lichtspur zu entdecken. Die elektrischen Strahlen also, welche den lichtempfindlichen Schirm ins Leuchten bringen, waren für das Auge unsichtbare Strahlen: sie durchdrangen die Wand der Röhre und wanderten ungegesehen weiter. Und diese unsichtbaren elektrischen Strahlen nannte der Entdecker X-Strahlen. Es zeigte sich weiterhin, daß diese Art Strahlen durch Holz, Pappdeckel, Papier, Gummiplatten und dünne Metallscheiben, ja auch durch die Weichteile der Muskeln gehen und erst an den Knochen halt machen.

Noch interessanter wurden die Versuche, als man zufällig entdeckte, daß die unsichtbaren Strahlen, als sie durch ein Holzkästchen hindurchgingen und darin auf eine photographische Platte kamen, ähnlich wie die Lichtstrahlen, die chemischen Stoffe, womit alle photographischen Platten bestrichen sind, zerlegen, also photographieren."

Der Wanderer zeigte mehrere solcher Photographien vor. Zwei derselben sind hier zur Ansicht beigegeben: eine Eidechse, ein Frosch und der Bruch eines Fingerringens.

Und der Wanderer erzählte weiter: "Wir sind mit Hilfe der Röntgenstrahlen in den Stand gesetzt,

Kugeln, Nadeln und andere Fremdkörper, die sich ins Fleisch festgesetzt haben, aufzufinden. Das Verkalken der Blutadern, Gallen- und Blasensteine, Erkrankungen der Knochengewebe können gleichfalls durch die Photographie nachgewiesen werden."

"Ja," sagte der Barbier mit Pathos, "das wissen wir, die Doktoren und Chirurgen, genau." Unbeirrt fuhr der Wanderer weiter: "Auch das Geld im Beutel wird sichtbar, Herz und Nieren werden heute geprüft durch die unsichtbaren, geisterhaften X-Strahlen."

"Vor einem Jahr," rückte der Grenzaufseher Mattes etwas verlegen heraus, "hat der Schiffwirt einen Jagdkollegen auf der Hafenjagd angeschossen, ein Schrot ging ihm in die Ferse. Am Ende könnt' man den heut' noch finden."

"Da müssen die Sonntagsjäger dem Röntgen ganz besonders dankbar sein," meinte der Gemeinderat.

"Und heute," sagte der Wanderer weiter, "stehen wir erst am Anfang der Untersuchungen über die Natur der X-Strahlen. Wie gar manches Ungeahnte wird sich im Laufe der nächsten Jahre offenbaren! Bedeutende Männer haben den Weg dahin geebnet, auf dem wir aufwärts schreiten zu den vereisten Hochgebirgsgipfeln der Wissenschaft."

"Mut! Mut!" rief der Dorfbarbier und stellte sich auf seinen Stuhl. "Die Wissenschaft soll hochleben und wir, die wir sie pflegen für euch alle zu Nutz und Frommen!"

"Bravo!" riefen die Seeberger, und stießen mit einander an.

Nach kurzer Pause ergriff der Wanderer nochmals das Wort. "Immer mehr zeigt es sich, daß gerade die Elektrizität alle andern Gebiete der Naturwissenschaften weit zu überragen strebt. Es ist erwiesen, daß die Lichtstrahlen selbst elektrische Strahlen sind, daß unsere Nervenrichtungen eine Art elektrischer Arbeit sind. Wohl hüllen sich noch manche Naturkräfte in Dunkel. Aber immer mehr und mehr verbreitet sich dämmernde Helle, immer höher hebt sich der Vorhang, um uns einen Einblick zu gestatten in die geheimnisvolle Werkstätte der Natur. Ein andermal noch etwas



Prinz Wilhelm Ludwig August von Baden.

Weiteres davon."

Alle saßen in tiefem Nachdenken da. Die Stille unterbrach der Schiffwirt, der aus der Schenke heraus 4 große Flaschen roten Weines brachte, sie auf den Tisch setzte und sagte: "Der Wanderer hat gesagt, daß man heutzutage Herz und Nieren zu prüfen imstande sei. Da ist's mit kranken oder verschentkten oder verkauften Herzen nimmer gehener. Und bevor der Röntgen dahinterkommt, will ich's verraten, daß sich unser junger Herr Lehrer mit der Emma hier, meiner Tochter, verlobt hat. Er kommt bis Ostern als Hauptlehrer in die Kessibenz."

"Aha," sagte der alte Polizei-Maier, "gelt ich habe das letzte Jahr recht gehabt, als ich Euch einen „Kometen-Schatz“ gewünscht?"

Da giengs nun hoch her. Der Wanderer machte

sich spät in der Nacht auf den Heimweg und will im nächsten Kalender etwas über die Erlebnisse dieses Abends erzählen — es muß vorher ein Jährlein drüber gehen!

V. Sch.



Der Herr Forstassessor und sein Schreiber hatten sich beim Kronenwirt die Amtschaise bestellt und den zuverlässigen Johann auch dazu. Sie mußten

nach Mergeldorf fahren, und der Weg dahin ging weit und beschwerlich, bergauf und -ab; zudem war über Nacht ein ziemlicher Schnee gefallen.

Der Johann lenkte hoch vom Bock herab seine zwei Rappen und murmelte ein Liedlein vor sich her; er war gut aufgelegt. „Der Forstassessor und sein Schreiber sind gute Leut“, sagte er vor sich her. „Es lauft halt gleich besser, wenn der Kutscher und seine Gänl' und seine Herren sich miteinander verstehn. Hü, Räßple, hü!“

Der Herr Forstassessor und sein Schreiber hatten ein Mitleiden mit der Amtschaise und den Pferden bei dem schlechten Weg und ließen, so ein Wirtsschild über die Straße vorragte, anhalten, tranken ein Stehschöpplein 95er, und der Johann erhielt einen herben Noten und eine Habanna, um mit dem nötigen Dampf weiter zu kutschieren.

So waren sie schon eine Stunde gefahren; sie

mußten noch zwei weitere fahren, bis sie endlich in Mergeldorf mit frohem Peitschentknall ankamen. Im Gasthaus zur „goldenen Latern“ wurde eingestellt. Der Forstassessor und sein Schreiber mußten in die Wälder hinaus zur Holzversteigerung und beordneten den Johann, daß abends 6 Uhr zur Heimfahrt eingespant sein müsse.

Um 4 Uhr waren die Herren zurück und setzten sich zum warmen Ofen, dem dampfenden Brätlein und einem Schöpplein Muländer. Da kam bald dazu der Doktor aus dem nahen Mäuselshausen mit dem evangelischen Pfarrer — Studiengenossen des Forstassessors. Und da war's ein herrlich Stündlein. Nur zu bald schlug es 6 Uhr aus dem großen Uhrenkasten im Wirtshaus.

Draußen machte der Johann die Chaise zurecht: den Fußsack des Herrn Assessors und den doppelten Teppich für seinen Schreiber legte er auf den Boden der Chaise und auf den gepolsterten Sitz; die Wagenfenster wurden dicht angedrückt, sie waren bis oben hinauf zugefroren; alles gut verschlossen; die Rößlein recht angeschirrt; die Chaise vor's Laternenwirts Wirtsthür gestellt; der Schlag aufgemacht, so daß man von der Thür bis in die Kutsche hinein nur einen Tritt zu thun brauchte.

Der Johann steckte sich per Gelegenheit beim Anzündn der Wagenlaternen eine Cigarre an, schlang sich auf den Bock, den Teppich um die Beine, das Spritzleder darüber, den Mantelfragen über'n Hals und den Hut in den Kopf. Er legte das Leitseil in den Arm und steckte die Peitsche zurecht, dampfte in die Nacht hinein und wartete, wie's Warten einem Kutscher geziemt.

Der Wind piffte kalt über die Hochebene und segte den Schnee in die Gassen. Der Johann überdachte den Tag, rechnete sein Trinkgeld zusammen und freute sich auf die wärmenden Schöpplein unterwegs. Die Kälte und der Wein im Kopfe des Johanns thaten ihre Wirkung, so daß der Johann nahe ans Einschlafen kam. Da hörte er im Halbdusel seine Herren die Wirtsthüre aufmachen; bald wurde auch die Chaisenthür klappernd zugeworfen und des Laternenwirts Hausknecht rief mit seiner gellenen Stimme: „Ab, Johann!“

„Hü, Räßple, hü!“

Und mit scharfem Trab setzten die Rößlein ein. Der Johann war völlig wach geworden, sah rechts und links an der Kutsche hinunter, es war alles in Ordnung, griff nach der Peitsche, knallte in die dunkle Nacht hinein — „Hü, Räßple, hü!“

Sie langten weit aus, denn es ging heim. Schneller denn sonst waren sie nach halbständiger

Fahrt am „Frommen Lämmle“ angekommen. Von weitem schon knallte der Johann. Der Lammwirt erschien bald unter der Thür. „Einen Schoppen, Christoph!“ Der war schnell drunten. Der Johann deutete mit dem großen Daumenfinger nach hinten auf die Chaise: „Zahl!“, wenn ich wieder komme, Lammwirt! Die Herren schlafen — schwer mitgemacht — der Doktor aus Mäufelshausen war dabei —“

Und verständnisinnig lachte der Lammwirt: „S'ist schon recht, Johann, gut' Nacht!“

Und kaum war angehalten, ging's schon wieder weiter: so ein Fuhrmannschoppen und Fuhrmannsmagen verstehen sich zusammen. Und weiter ging's, auf und ab, ab und auf. Noch zweimal hielt der Johann, er trank allemal einen kräftigen Roten auf Kosten der schlafenden Insassen; hatten sie ihm ja doch bei der Auffahrt schon die Vollmacht dazu gegeben, und für einen rechten Fuhrmann sind solche Vollmachten Gesetzesparagraphen.

Endlich — es schlug gerade 9 Uhr — fuhr die Amtschaise daheim durch den alten Thorbogen und gleich links zur Krone. Da stand der Kronenwirt schon mit dem Kläpple in der

Hand. Der Johann hing das Leitseil hinter den Beißchenstock und kletterte vom Bock herunter.

Der Kronenwirt hatte den Schlag geöffnet: „Guten Abend, meine Herren! Geschäfte beendet? Ist kalt da oben herunter! Johann nimm den Herren den Fußsack und Teppich!“

„Donner und Wetter!“ Wie erstarrt blieb der Johann stehn.

„Was ist's, Johann?“ Der Kronenwirt kam näher herzu und schaute auch in die Chaise hinein.

„Millionenelement! Johann, woher kommt Ihr denn?“ Der Kronenwirt betrachtete die Amtschaise, seine Kläpple und den Johann — sie waren's alle drei — und der Fußsack und der Teppich war's auch — aber kein Forstassessor und kein Schreiber!

Der Johann war sprachlos. Er glaubte, die Sache müsse verhext sein.

„Ja, Johann, Ihr seid verhext und ein Esel dazu!“ brüllte der Kronenwirt seinen Kutscher an. Fahret Ihr mit der leeren Chaise drei Stunden in der Welt herum! Gäl' in Stall! Chaise ins Remis! Und 's Maul gehalten, sonst giebt es ein Heidengelächter und Geschwäg in der Stadt!“

Der Kronenwirt war natürlich fuchswild. Der Johann war Fatalist und ließ alles über sich ergehen. Er glaubte, daß es eben nicht mit rechten Dingen



„Donner und Wetter!“ Wie erstarrt blieb der Johann stehn

zugegangen sein könne.

Nach zwei Stunden kamen der Herr Forstassessor und sein Schreiber mit des Laternenwirts Fuhrwerk vor der Krone angefahren. Und die Sache klärte sich auf. Als die Herren in Mergelbors einsteigen wollten, war keine Chaise weit und breit, und so führte sie eben der Laternenwirt heim.

Der gute Johann aber machte ein böses Gesicht,

als ihm der Kronenwirt andern Tages die Rechnung vom Laternenwirt präsentierte! „Das Fuhrwerk macht 15 Mark.“ Dazu rechnete der Johann: „Kein Trinfgeld, macht 2 Mark; 3 Schoppen Noten unterwegs, macht 60 Pfennig — Summa Summarum 17 Mark und 60 Pfg.“ Armer Johann!

Aber am darauffolgenden Sonntag Morgen kam von Mergeldorf ein Brief und drinnen lagen 3 Fünf-Markscheine und ein Zettel, darauf geschrieben stand: „Eine Wagenthüre in Mergeldorf zuge schlagen, macht 15 Mark.“



„Das Fuhrwerk macht 15 Mark.“

Da war dem Johann wieder viel leichter ums Herz. Jetzt ging ihm ein Licht auf: „Der Doktor! Der Doktor! Der wollte die Herren noch ein Stündlein länger bei sich behalten, instruierte den Hausknecht, der mußte die Wagenthüre zuschlagen und dem halb schlafenden Johann laut zurufen: „Ab, Johann!“

Und so war's. Der Johann fuhr wirklich davon ohne die Herren.

Aber von dieser Stunde an schaut der gute Johann immer vor seiner Abfahrt in die Chaise hinein, um sich auch zu vergewissern, ob er nicht wieder mit der leeren Chaise in der Welt herumfahre.

V. Sch.



## Zollikofer und sein Hund.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert.

Mitten im Thurgau, eine halbe Stunde von der Eisenbahnstation Märstetten und rechts der Straße von dort über Wäldi nach Konstanz, liegt auf einem durch zwei Schluchten und einen Graben gesicherten Hügel am Kämenbache, in wohlangebauter, an Getreide, Obst und Wein reicher Gegend, das zur Ortsgemeinde Engwang gehörige schöne, geräumige Schloß Altenklingen mit einer Kapelle und mehreren ansehnlichen Neben- und Oekonomiegebäuden. Nachdem der Junker Leonhard Zollikofer von St. Gallen die Herrschaft 1583 gekauft hatte, ließ er es zwei Jahre darauf an der Stelle der früheren Burg Altenklingen, des Stammhauses der früheren Burg Freiherren dieses Namens, fast neu aufbauen und machte es sodann mit dem dazu gehörigen bedeutenden Gute zu einem Fideikommiß seines Geschlechts.

Zuvor jedoch war der wohllede, ehrenhafte Junker Leonhard Zollikofer Rathsherr und Säckelmeister in St. Gallen und mußte noch eine Reise nach Paris machen. Die Eidgenossen hatten nämlich schon unter König Karl VII. im Jahr 1452 ein Bündnis mit Frankreich auf gewisse Jahre abgeschlossen, das jedesmal, wenn die Zeit abgelaufen war, erneuert wurde. Als unter König Heinrich III. das eidgenössische Bündnis mit Frankreich wieder die Ablaufszeit erreicht hatte, sollte 1582 abermals eine Bundeserneuerung stattfinden. Dazu wurden von den Ständen der Schweiz besondere Gesandte beauftragt. Dies mußte auch St. Gallen thun.

Der kleine und große Rat der Stadt wählte daher zum St. Gallischen Gesandten nach Paris den oben genannten Junker Zollikofer.

Nun hatte aber Herr Leonhard einen weißen, braun gefleckten Hühnerhund des Namens Fidelis, der ihm überaus zugehan war. So oft er einenritt zu den benachbarten Ebeln oder zu seinen Schwägern nach Konstanz hinab oder auf die Jagd machte, war dieses Thier sein unzertrennlicher Gefährte. Besorgte der Junker Dienstgeschäfte zu Hause, so lag an seinem Arbeitstische Fidelis auf einem weichen Kissen; speiste der Herr zu Mittag, oder genoß er zur Vesper- und Nachtzeit sein Mahl mit seiner Gemahlin Denigna, — Kinder hatte er noch nicht, — so nahm der Liebling immer die zweite Stelle neben ihm auf der Bank ein. Und brachte der Säckelmeister zuweilen etwas länger auf den Zünften oder dem Rathhause zu, dann vermochten weder die guten Bissen in der Küche noch die Liebkosungen der Wirtin und des Gesindes etwas über den ungeduldigen Fidelis, der nirgendß Ruhe hatte, bis er seinen Freund wieder in der Nähe witterte.

Ihn nach Paris mitnehmen konnte der Junker nicht, so wehe es ihm that, sich von seinem täglichen Gesellschafter zu trennen; er wurde deshalb an seinem Stall im Hof an eine Kette gelegt, an der er wenigstens 14 Tage lang bleiben sollte. „Denn“, sagte Herr Leonhard zu seiner Gemahlin, „meine Reise ist weit; ihn mitzunehmen an den Hof des Königs geziemt sich nicht. Käme er los, so würde er sich ohne Zweifel verlaufen. Ich lasse also

meinen Fidelis zurück, haltet ihn gut und laßt ihm nichts abgehen! Dann umarmte er seine liebe Benigna nochmals, küßte sie zärtlich und reiste ab.

Während der Junker Säckelmeister seine Reise nach Paris machte, um mit den übrigen Gesandten der eidgenössischen Orte den Bund mit König Heinrich III. zu erneuern, that daher seine Gemahlin, was er befohlen hatte, und gab sich samt der Dienerschaft alle Mühe, dem Auftrag an dem Hunde zu genügen; aber Fidelis merkte bald die Abwesenheit seines Herrn. Er wurde betrübt und mochte weder fressen noch saufen. Alles, was man ihm gab, ließ er unberührt liegen, und man konnte ihn selbst nicht durch die größten Schmeicheleien gewinnen; er blieb traurig in seinem Stall. Und wenn er auch manchmal heraustrat, so webelte er nicht mehr wie sonst, sondern sah so bedenklich aus, daß die Leute, welche ins Haus kamen, meinten, das arme Tier sei sogar wasserscheu oder habe die stille Wut.

Die Gemahlin des Junkers fing an ängstlich zu werden und wartete mit Sehnsucht auf den Ablauf der 14 Tage, wo sie hoffte, daß dann der Hund wieder gesund werde. Jost, der alte Hausknecht, schüttelte jedoch den Kopf und sagte eines Abends zur Frau Säckelmeisterin: „Es wäre halt am besten, wenn der Junker bald heim käme; denn wenn der Hund wieder los ist, wird er seinen Herrn suchen, und so er ihn nicht in der Stadt St. Gallen findet, in die weite Welt hinaus laufen.“ Als indeß die Frist um war, nahm Frau Benigna ihm auf Zureden ihrer Vettern und Vasen die Kette ab.

Raum war er los, so schien neues Leben in ihn gekommen zu sein. Fidelis durchspürte und durchschnoberte den ganzen Hof und alle Lauben und Gänge, sogar die verborgensten Winkel des Hauses. Am Abend fragte die edle Frau nach ihm, und als es hieß, daß man ihn seit Vesper nicht mehr gesehen habe, mußte man das ganze Haus von unten bis zu oberst durchsuchen; doch niemand entdeckte etwas

von ihm. Die gute Frau konnte vor Angst gar nicht schlafen. Sie schickte sogleich am Morgen Boten nach allen Seiten: nach Konstanz, Bischofszell, Wyl, kurz zu allen ihren Verwandten, wohin sie glaubte, daß er etwa gelaufen sein könnte. Aber die meisten kamen mit der Nachricht zurück, daß man nichts von ihm wisse; nur ein Bote brachte aus Basel von einem alten Freunde Zollikofers ein Schreiben, worin es hieß, daß Fidelis, des Junkers Hund, bei ihm gewesen, nachdem 16 Tage früher sein lieber Zollikofer ihn auf seiner Tour nach Paris besucht hätte; er glaube daher, daß der Hund seinen Weg ins Franzosenland eingeschlagen habe.

Jetzt war große Freude in St. Gallen, und auch Frau Benigna würde sich ganz getröstet haben, wenn nicht ihr Schwager Georg, der zweite Bruder ihres Gemahls, von der Größe der Stadt Paris, ihren vielen Palästen, unzähligen Häusern und tausend Gassen ein Weites und Breites gesprochen hätte, so daß der arme Fidelis am Ende dennoch sein Ziel verfehlen und zu Grunde gehen oder in der ungeheuren Königsstadt gestohlen werden könnte. Aber der alte Jost teilte diese Besorgnis nicht; er äußerte sich offen und laut: „Wenn auch der Junker am Ende

der Welt hinter sieben Riegeln, geschweige in Paris, diesem Ninive, versteckt wäre, so würde ihn der Hund gewiß auffinden.“

Und so war es; denn eben als die eidgenössischen Gesandten in das königliche Audienzzimmer eingeführt und vorgestellt wurden, sprang unversehens das treue Tier hinein, hüpfte an seinem Herrn hinauf und wollte nicht mehr von ihm lassen.

Alles staunte, selbst dem König fiel die unerwartete Erscheinung auf. Er verwunderte sich über die tierische Zärtlichkeit und ließ sich vom Gesandten der Stadt St. Gallen die Sache umständlich erzählen. Dieser trug den Sachverhalt mit dem Hunde vor und fügte schließlich noch bei: „Ew. Königliche Majestät mögen nun urteilen, mit welcher Treue



Echtem Pasha, Oberbefehlshaber der Türken in Thessalien.

mit das Tier ergeben ist, daß es mich hier, nach mehr als zwanzig Tagen und so fern von meiner Heimat, dennoch erreichte."

Jetzt war Fidelis an den Tafeln des Hofes und in allen Gesellschaften der Weltstadt der Gegenstand des Gesprächs und der Unterhaltung des Tages. Jeder, der von dieser Sache hörte, wollte den Schweizer und seinen Hund sehen, weil niemand an einem unvernünftigen Tiere eine solche Tugend begreifen zu können schien, die man selbst unter vernünftigen Wesen, wenn nicht völlig bezweifelte, so doch zu den Seltenheiten zählte.

Die Gesandten selbst leisteten bald nach dem Ereignis unter großem Gepränge den Eid auf den erneuerten Bund, und nachdem noch jeder von ihnen eine goldene Kette samt Medaillon mit des Königs Bildnis erhalten hatte, reisten sie ab. Auf der Heimreise erfuhr der St. Gallische Gesandte dann auch, daß überall, wo er auf seiner Tour nach Paris abstieg, auch Fidelis eingekehrt sei.

Als er glücklich und wohlgenut mit dem Hunde nach St. Gallen zurückgekommen war und bei den Seinen, die ihn mit Jubel empfingen, von den Beschwerden der Reise ausgeruht hatte, trat er am 18. Dezember 1582 vor den Rat und erstattete Bericht von seiner Sendung. Alsdann legte er die goldene Kette mit dem Medaillon in die Hände desselben, die ihm aber der Rat als ein Geschenk der königlichen Huld wieder zurückgab.

Diese Kette wurde später, wie die „Alpenrosen“ vom Jahre 1816, Seite 209, sagen, veräußert und aus ihrem Erlös ein Nebgut im Rheinthale, die sog. Ketten-Neben der Familie Zollhofer, erworben. Über den Junker Leonhard und seinen Fidelis wurde ein Gemälde gefertigt und dazu der Augenblick gewählt, wo der Hund seinen Herrn in Paris auffindet und zu ihm hinspringt; dieses Gemälde ist noch im Schlosse Altenklingen zu sehen, in welchem Herr Leonhard Zollhofer, 58 Jahre alt, am 24. April 1587 starb.

## Standrede des „Wanderers“ über den Schutz der nützlichen Singvögel.

Jedes Tierlein hat sein Pläsierlein! Eines an enger Arbeit, ein anderes an der Faulheit; das eine am Verwüsten und Zerstören, das andere an stillem, segensreichem Schaffen. Wir Menschen, als Herren der Welt, teilen die Tiere von dem Standpunkte ihrer Nützlichkeit für uns ein, und hiernach pflegen wir die einen, während wir den anderen den Krieg erklären. So ist's ein fortwährender Kampf ums Dasein, wobei jedoch nicht immer der Größere leichterhand über den Kleineren Meister wird, weil dieser sich besser verschlucken und schützen kann, und weil ihm die Natur meist eine überreiche Vermehrung gewährt. Denn sie sagt: jeder, der existiert, hat ein Recht auf seine Existenz, und wer viel Feinde hat, muß widerstandsfähig sein.

Da sind denn dem Menschen im Kampfe mit den gefährlichen Kameraden, den Raupen, Insekten und dergleichen Gefellen, Kampfgenossen sehr willkommen. Solche sind aber unsere Singvögel. Und diese, sagt der Wanderer, müssen besser geschützt werden.

Die Zahl unserer einheimischen Singvögel hat abgenommen. Daran hat sicherlich niemand eine Freude.

Aber was kann man dazu machen? Soll man die jungen Finken aufziehen, die Rotschwänzchen füttern oder den Amseln alle Sonntage eine Lobrede halten? Sonst nichts! denkt der Leser; man muß froh sein, wenn man für sich und die Seinen gesorgt hat. Die Natur wird schon für die Vögel, die „nicht spinnen und nicht säen“, sorgen!

Ganz recht! Aber gar oft machen unverständige Leute und habgierige Räuber aller Art den armen Sängern das Leben und ihre Existenz sauer genug. Wir würdigen die stille Arbeit unserer insektenfressenden Vögelchen viel zu wenig. Ja, wenn's dann einmal viele Raupen an den Bäumen hat,



Das Bismarckdenkmal auf dem Feldberge.

merken wir erst, daß wir nicht ausgiebige Hilfe von unseren Singvögeln haben.

Aber woher kommt's?

Erstes Kapitel: Erhalten wir den Vögeln ihre natürlichen Brutstätten! Eine Menge unserer lieblichen Sänger haben ihre Nester im Gebüsch, im Strauchwerk, im Vor- und Unterholz des Waldes: Rotkehlchen, Zaunschlüpfer, Buschfänger und andere. Jeder ältere Wald, der durch natürliche Besamung entstanden ist, hat zwischen den hohen Bäumen eine Menge dichtstehendes Unterholz. Das schützt den Waldboden mit seiner Moosdecke vor Austrocknung. Zwischen dem Holz kommen eine Menge Beerensträucher herauf. Dafür sorgen die Drosseln, indem sie im Herbst die Beeren aufzehren und die Fruchtkerne wieder aus dem Schnabel auswerfen. Schlehen, Hagebutten, Weißdorn, Hornstrauch, Wachholder, die Brombeere und ihre Gefährten wissen dafür den Vögeln besten Dank.

Aber da kommt der Holzhauer mit seiner Art und haut auf höheres Geheiß die Heden im Wald heraus — und den Buschfängern sind ihre Heimstätten zerstört, sie ziehen fort. Der Wald gehört dem Staat, der Gemeinde oder dem reichen Bauer: was kümmert der sich um die brütenden Vögel?

Und der Herr Inspektor will an seinen Staatswegen auch glatte, nette Raine haben; die Feldheden werden abgeschritten, die Kopfweiden abgehauen. Ihm machts der Landwirt nach: „Die Heden tragen nichts!“ Es ist allerdings Geschmackssache, aber dem Wanderer gefallen die Raine voll Busch und Heden besser, als die kahl verödeten. Viele Brutstätten der Singvögel sind vernichtet. Ist's da zu verwundern, daß bei solcher Wald- und Feldbereinigung unsere Singvögel seltener werden?

Item: wollen wir Nachtigallen, Drosseln, Rotkehlchen u. a. erhalten, so zerstören wir nicht ihre natürlichen Brutstätten in Wald und Feld!

Zweites Kapitel: Gedenket der hungernden Vögel im Winter! In jeder Zeitung steht's, sobald der erste Schnee gefallen ist. Aber das geht so an unseren Augen vorüber, wie die schnellebige Politik an unserem Geist. Die Vögel im Winter aber mahnen uns doch selbst Tag um Tag daran, indem sie vor unsere Fenster kommen. (Von den Proletariern, den Spazern, will der Wanderer später einmal ein Extrakapitel mittheilen; er ist kein Freund von ihnen). Goldammer, Finken, Meisen, Zeisig bringen uns eben dadurch, daß sie im Winter bei uns sind, unberechenbaren Nutzen. Sie gehen nicht mit ihren landsflüchtigen Kameraden nach dem Süden, um sich dort regalieren zu lassen an Feigen und Rosinen; sie sind in angestammter Anhänglichkeit unsere Wintergenossen. Da klettert die Meise von Ast zu Ast, alle Ecken und Schlupfwinkel am Baum ausfindend, vertilgt sie Hunderte von Eiern und Larven schädlicher Raupen.

Für die hungernden Handwerksburschen sorgt die Gemeinde; könnte sie nicht auch der hungernden Singvögel gedenken durch Anlegung von Futterplätzen? Das würde das Gemeindebudget

kaum, aber um so reicher die Obstbäume der Gemeinde belasten! Auch die Schule muß thun, was sie kann; mit gutem Beispiel voran gehen und in den Kinderherzen die Liebe zu unserer Vogelwelt pflegen.

Item: die Hand auf, für die hungernden Vögel im Winter!

Drittes Kapitel: Gehe den Vogelräubern zu Leib! Die Raubtiere sorgen dafür, daß das Soll und Haben in der Natur nicht gestört wird, und das ist auch nötig. Aber für die Singvögel, meint der Wanderer, wäre es Zeit, nur an das Haben zu denken und den Elstern und ihren verwandten Kollegen, den Straßenräubern, den Raben nämlich, aufzupassen. Der Wanderer hat's mit eigenen Augen gesehen, wie ein Rabe ein ganzes Nest



General-Postmeister von Stephan.

voll junger Vögel, eins nach dem andern, herausgeholt hat. Das ist denn doch zu viel! Und wenn der Leser meint, der Kabe vertilge ja auch viele Engerlinge, so sagt der Wanderer: Bravo! Aber wenn er sieht, daß er systematisch Jagd auf die armen jungen Vögel macht, so sagt er: Fort mit ihm, er schadet uns weit, weit mehr, als er uns nützen kann!

Und die Kagen! Ach, jammert die freundliche Leserin, auch der will der Wanderer auf den Weg stehen? Ei, ei; man braucht sie ja nicht gleich totzuschlagen oder vom Baum herunter zu schießen. Aber wenn so eine Kage es zu ihrem Geschäft macht, den jungen Hühnlein aufzupassen und den freundlichen Singvögeln im Garten aufzulauern, dann sagt er unbarmherzig: Fort mit der Kage; sie hat ihren Beruf verfehlt!

Aber jetzt kommt noch ein Räuber, und das ist der Mensch!

Die gebratenen Tauben und Hähnchen, die Schnepfen und Rebhühner verführen den Feinschmecker nur zu sehr, es auch einmal mit Drosseln, Nachtigallenzungen, Lerchen und fetten Grasmücken zu probieren — es ist etwas Besonderes, was man nicht alle Tage haben kann, wie's Brot und Salz. Da werden unsere Zugvögel auf ihrer Wanderung im Süden massenhaft abgefangen, um verkommenen Gaumen und lederhaften Mäulern einen besonderen Genuß zu verschaffen. Der Wanderer ladet alle diese einmal zu sich ein, um einen Tag mit ihm Holz zu machen, dann schmeckt auch Schwarzbrot und Sauermilch!

Der Vogelfang in Italien wird leider schon von altersher betrieben. Ein berühmter Koch des Altertums, Namens Apicius, berichtet, daß die Grasmücken, welche sich hauptsächlich von Feigen nähren und ungemein fett und wohlschmeckend sind, zu tausenden gefangen und gebraten in Spanferkel eingefüllt oder in Töpfe mit Weinessig eingemacht werden. Die Volksunfuge des Einfangens der Vögel läßt sich damit entschuldigen, daß die Feigenfresser in Italien gewiß großen Schaden anrichten und ihre Verringerung angezeigt erscheint; wenn aber Lerchen und Drosseln zu hunderten gemordet werden, so ist das Barbarei und mit nichts zu entschuldigen.

Und jetzt hat der Wanderer noch ein Wort mit den Damen, den feinem Damen, zu reden.

Die Wilden in Afrika schmücken sich mit allerlei Plüsch und Federzeug, damit sie nach etwas aussehen. Unsere modernen Damen kaufen sich zierliche Singvögeln auf ihren Hut, damit sie auch netter

und vornehmer drein sehen; denn in zivilisierten Ländern weiß man solchen Sport zu würdigen und zu zählen.

Nun höre, lieber Leser, daß alljährlich etwa an 200 Millionen zu Tode gemarterte Kolibri, Paradiesvögel und derlei schön gefiederte Vögelein der heißen Zone in Europa eingeführt werden. Das macht in 25 Jahren, seitdem diese Unsitte besteht, eine nette Summe! Ist's da ein Wunder, daß diese armen Tiere auf den Aussterbeetat gesetzt sind?

Aber was sagst du dazu, freundlicher Leser, wenn ich dir sage, daß erst jüngst eine Pariser Firma 20 000 Stück unserer Distelfinken, Zeisige, Zaunschlüpfer abzuschlachten in Auftrag gegeben, um kommenden Winter die Damenhüte zu schmücken? Ist das nicht ein Unfug? Überall klagt man über den Rückgang der nützlichen Singvögel, berechnet den jährlichen Schaden, den die Landwirtschaft durch Insektenfraß erleidet, bereits auf Millionen, und nun wollen sie auch noch unsere Distelfinken abmorden?

Die vornehmen Damen sollen sich gefärbte Mäuse oder Maikäfer auf den Hut setzen, meint der Wanderer, die können wir entbehren.

Du merkst nun, freundlicher Leser, nach diesen Ausführungen, wie not es thut, unserer heimischen, nützlichen Vogelwelt zu Hilfe zu kommen. Hilf mit, so gut es geht, damit wir den Meisen, Finken, Lerchen, Drosseln, den Busch- und Höhlenbrütern sagen können: Fürchtet euch nicht bei uns, wir schützen und hegen euch!

Der Wanderer sagt allen, die mithelfen, herzlich Dank.

### Grabchrift.

Hier ruht in stiller Grabesnacht  
Ein zärtlich Weib nun aus, von Kummer, Not und  
Leiden,

Die sie, getreu bis ans Verscheiden,  
Viel Jahre lang — dem besten Mann gemacht.

### Alters Eigenschaften.

Wer, wenn er zwanzig Jahre alt,  
Hat noch nicht schöne Leibesgestalt  
Und keine Stärke, wenn er dreißig,  
Mit vierzig kommt nicht zu Verstand,  
Und fünfzigjährig nicht ist fleißig,  
Noch reich an Geld und Gut und Land:  
Der wird schwerlich hier auf Erden  
Schön, stark, weiß' und häßig werden.

Eine interessan  
te vor an d. Kage  
Es ist ich wie ad  
den Kage mit  
sichere ganz entle  
wies, untere W  
im ist. Wir tag  
den Gehalt des

Gute Ansku



(in einem  
Kage fragen):  
Es hat hier der  
Kage da hinten,  
...

die der Kaserne

...

...

...

...

## Eine interessante kleine Manöver-Geschichte von Kaiser Wilhelm I.

Es war am 3. August 1830, als wir zum Manöver bei Kroffen abgerückt waren, und mein Oberst erklärte, daß ich wie acht andere Leidensgefährten noch nicht sattelfest genug wäre, um einen bevorstehenden Angriff mitzumachen. Wir erhielten den Befehl, eine stille Waldecke aufzusuchen, die vom Gefechtsfelde ganz entlegen war. Eben hatten wir den Stoff unserer Unterhaltung so ziemlich verloren und saßen, unsere Pferde zur Seite, in einer grünen Thalsenkung, als ich von weitem Uniformen aufblitzen sah. Wir lugten scharf aus und ich erkannte zu meiner Überraschung die hohe, uns allen bekannte Gestalt des Prinzen Wilhelm, der, an jeder Seite einen Adjutanten, direkt auf unser

### Gute Auskunft.



Tourist (in einem Städtchen nach dem Arzt fragend): „Kleiner, wo wohnt denn hier der Herr Doktor?“  
 „Grad' da hinten, neben seinem Nachbar“.

Versteck zugesprengt kam. Prinz Wilhelm war der Oberkommandierende des feindlichen Heeres, und ein lecker Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ich flüsterte meinen Kameraden einige Worte zu und wie der Wind waren wir alle auf unseren Pferden. Den Palasch in der Faust erwarteten wir, verborgen durch hohes Gebüsch, die arglos Heransprengenden, und im Nu waren die überrascht Zurückfahrenden umringt. Meine kategorische Aufforderung, sich gefangen zu geben, beantwortete der Prinz, halb mit Lachen, halb mit Entrüstung, mit den Worten: „Mensch, kennst Du mich nicht?“ — „Ich kenne nur den feindlichen General,“ war meine Antwort, wohl oder übel mußte meinem Verlangen Folge geleistet werden. Ich wußte, daß Prinz Wilhelm ein viel zu tüchtiger Soldat war, um diesen Streich übel zu nehmen, und ritt dann wohlgenut der Kavalkade voraus, die Gefangenen in der Mitte, meine Leute hinterdrein. Mein Oberst war, als wir im Lager ankamen, anfangs vor Entsetzen sprachlos; als er aber sah, mit welcher Laune der Gefangene selbst gute Miene zum bösen Spiel machte, hatte auch er Verständnis für die Lage. Ich wollte meine Gefangenen selbst an den obersten Kriegsherrn, König Friedrich Wilhelm III. abliefern, aber dieser rief lachend, auf die Prinzessin Elisabeth deutend, die damals Chef des Regiments war: „Dahin an den Chef seines Regiments bringe er ihn!“ und diese, voller Humor, rief aus: „Aber, Schwager, das kann Dir auch passieren!?“ Wenige Wochen darauf wurde ich auf Veranlassung des Prinzen Wilhelm vom König, für bewiesene Schneidigkeit, zum Unteroffizier befördert.

Schl. 3.

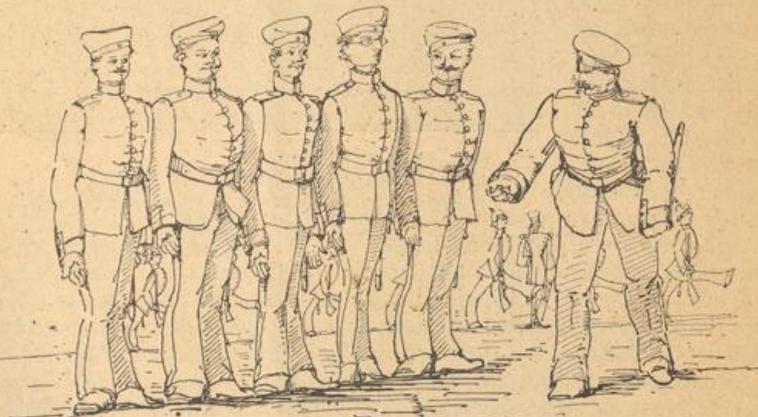
### Aus der Kaserne.

Unteroffizier:

„Donnerwetter! was ist denn das für ein verdammtes Geräusch, das ich fortwährend höre?“

Einjährig-Freiwilliger:

„Entschuldigen Herr Unteroffizier, mein Bart bricht sich Bahn“.



# Weltbegebenheiten

im Zeitraume vom 1. Juli 1896 bis 1. Juli 1897.

Der Wanderer berichtet auf seiner Reise durch die Welt zunächst von den wichtigsten Begebenheiten im **Deutschen Vaterland**. Ein Jahrhundert ist vorübergegangen, seit unser unvergeßlicher Heldenkaiser Wilhelm das Licht der Welt erblickte: ein willkommenener Anlaß zur Begehung einer ernsten, großen Feier! In Berlin ist ein herrliches

Nationaldenkmal zum Andenken an den heimgegangenen Kaiser errichtet und eingeweiht worden. Von allen den Helden jener gewaltigen Zeit deutscher Heldenarbeit ist nur noch einer übrig — der Leser kennt ihn wohl — er wohnt im fernen Sachsenwald. Er war nicht zur Feier gekommen. Der Wanderer aber hat doch dabei zuerst an ihn gedacht und gemeint, dem steinernen Helden am Berliner Denkmal hätte kein Besserer Leben und Wahrheit geben können an dem Tage der Einweihung als sein getreuer Mitarbeiter, der Reichskanzler Bismarck.

— Der Reichstag hat sich ein hohes Verdienst erworben durch die Annahme des neuen bürgerlichen Gesetzbuches. Es hat Jahre schwerer Arbeit gekostet, bis es fertig gestellt war, und ist ein Muster deutscher Gründlichkeit. Von den Flottenplänen der Regierung aber wollten die Reichsboten nichts wissen. Das ist ihnen auch nicht zu verargen: 300 Millionen für Schiffe allein ist ein nettes Sümmelein! Den Marine-

minister hat's dabei gekostet, es ist natürlich ein anderer an seine Stelle gekommen. Die Minister in Berlin gehen und kommen; das ist so der Brauch. Aber einer von ihnen ist ganz heimgegangen, und dem muß der Wanderer einen besonderen Nachruf widmen: es ist der Generalpostmeister Stephan.

Sein Name war weit über die Grenzen des Vaterlandes bekannt. Er war ein siegreicher Organisator und dazu ein einfacher, edler Mann. Der Wanderer hängt ein ehrendes Kränzlein zu seinem Gedächtnis um sein Bild.

Aus unserm **badischen Heimatland** hat der Wanderer zunächst zu verzeichnen, daß unser geliebter Großherzog legtes Jahr seinen 70. Geburtstag feierte. Aus diesem Anlaß ließ es sich das badische Volk nicht nehmen, den Tag als Ehren- und Freudentag festlich zu begehen. Unser Fürst hat die Liebe und Verehrung, die wir ihm entgegenbringen, durch eine lange Reihe ehrenvoller Regierungsjahre vollauf verdient. Möge ihm der liebe Gott noch lange



Erzogherzog Friedrich von Baden.  
Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Hofphotograph, Freiburg.

die Kraft schenken, zum Heile seines Volkes zu walten!

Erzogherzog Friedrich ist zum General des 8. Armeekorps befördert worden. — Mit tiefem Schmerz aber hat es jeden Babener erfüllt, als die Trauerkunde vom Tode des Prinzen Wilhelm durchs Land lief. Als Leutnant war er im Jahr

1849 in preussischer  
Kriegsgeneral fähr  
ter Soldaten zum  
wurde ihm verwun  
er ein vollstän  
Kampfgewinn aus  
schick in den m  
für sich am 27  
woll, waderer K  
er und Feld!

Italien hat  
haben geschlossen  
den abessynischen  
hin. Voraussicht  
werden die Ita  
er ihre Besigun  
am roten Meer  
auf wenige  
marke aufgeben  
Italien kostet sie  
Belh. — Des  
wahrung hat sich  
er einer Tochter  
die Fürsten von  
Bismarck aus dem  
mit der Schwärze  
verheiratet.  
war eine Geirat  
und Kinder; die Dis  
marke hat sie nicht  
ange gebracht.  
Der Kaiser von  
Italien hat mit  
eine Gemahlin an  
bezauberten  
sime die Gegen  
schick gemacht. De  
war natürlich  
ein Beispiel an Fest  
halten; besonders  
in Paris hat's dem  
großen Kaiser  
Italien.

Die Spanier  
die Insel Araba und  
die sagt ich kann de  
Kriegsgewinn. Möge  
die Norweger  
hunderttausend Konig  
schickte, aus dem  
für war nur noch 4  
die er empfinden

1849 in preußischen Militärdienst getreten; als Brigadegeneral führte er am 18. Dezember 1870 seine Soldaten zum Siege bei Muits. Er selbst wurde schwer verwundet im Kampfe. Prinz Wilhelm war ein volkstümlicher Mann geworden bei den Kampfgenossen aus dem großen Krieg und allgemein beliebt in den weitesten Kreisen der Bevölkerung. Er starb am 27. April, 67 Jahre alt. Schlafe wohl, wackerer Kämpfer und Held!

**Italien** hat Frieden geschlossen mit dem abessynischen König. Voraussichtlich werden die Italiener ihre Besitzungen am Roten Meer bis auf wenige Hafensorte aufgeben; die Kolonie kostet sie zu viel Geld. — Der Kronprinz hat sich mit einer Tochter des Fürsten von Montenegro aus dem Land der Schwarzen Berge verheiratet. Es war eine Heirat aus Liebe; die Diplomatie hat sie nicht zuwege gebracht.

Der Kaiser von **Rußland** hat mit seiner Gemahlin an den befreundeten Höfen die Gegenbesuche gemacht. Dabei war natürlich kein Mangel an Festlichkeiten; besonders in Paris hat's dem jungen Kaiser gefallen.

Die **Spanier** hatten hart um ihre Kolonien, die Inseln Kuba und die Philippinen, zu kämpfen. Es regt sich dort der Geist der Freiheit und Unabhängigkeit. Mögen sie's ausmachen mit einander!

Die **Norweger** dürfen stolz sein auf ihren Landsmann Nansen, der nach dreijähriger Abwesenheit aus dem Nordmeer zurückgekehrt ist. Er war nur noch 4 Grade vom Nordpol entfernt, da er umzukehren gezwungen war. Auf seiner

Heimreise wurde er als ein zweiter Columbus gefeiert.

Die **Engländer** suchten nach ihrer bekannten Manier in Südafrika wieder im Trüben zu fischen. Aber die südafrikanischen Buren in Transvaal haben mit ihren Brüdern im Oranje-Freistaat ein Schutz- und Trugbündnis geschlossen, um sich ihre Unabhängigkeit zu erhalten gegenüber den klar zutagetretenden Gelüsten der nimmersatten Engländer. Da werden diesen wohl die Trüben zu sauer werden! Die Königin hat unter großem, aufrichtigem Jubel der Engländer ihr 60 jähriges Regierungsjubiläum gefeiert.

Hinten in der **Türkei** ist's wirklich losgegangen. Die Griechen hatten nämlich die türkische Insel Kreta mit Soldaten besetzt, um geordnete Zustände dort zu schaffen, da die Muhammedaner und Christen unter den Augen der türkischen Behörden und der Großmächte abwechselnd auf einander losgehoben. Aber die Großmächte Europas gönnten das nette Giland den Griechen nicht, und sie schickten ihre Schiffe dahin, um

die Griechen einzuschüchtern. Der griechische Befehlshaber aber kümmerte sich um diese Flottenmanöver nichts; er waltete weiter seines Amtes, und die fremden Herren Admirale fuhren vor der Insel hin und her. Die Türken warteten. Als aber griechische Freischaren an der thessalischen Grenze in türkisches Gebiet einfielen, war's dem Sultan doch zu bunt, und jetzt kam's zum regelrechten Krieg. Man knallte bald hin und her; die Türken immer mehr her als die Griechen hin.



Großherzog Friedrich von Baden.

Nach einer Photographie von Oskar Suda, Karlsruhe.

Diese hatten große Mäuler, da sie zum Kampfe aus-  
zogen, und lange Beine, als es zum Retirieren  
kam. Der türkische Befehlshaber, Ebdem Pascha,  
trieb seine Gegner, an deren Spitze der Kronprinz  
Constantin davonlief, aus den Pässen des Grenz-  
gebirges nach der thessalischen Ebene hinunter. Im  
Siegesschritt eroberte er die Hauptstadt Larissa.  
Die Griechen liefen, was sie konnten. In 4 Wochen  
waren die Türken Herr von ganz Thessalien und  
schickten sich eben an, über ein zweites Gebirge zu  
klettern, um nach Athen zu marschieren. Da war's  
für die Griechen genug; sie boten einen Waffenstill-  
stand an und Friedensverhandlungen. Was dabei  
herauskommt, wird der Wanderer nächstes Jahr  
berichten.

Die **Vereinigten Staaten von Nord-  
amerika** haben einen neuen Präsidenten bekommen.  
Er heißt Mac Kinley und ist ein Schutzzöllner  
und Anhänger der Goldwährung.

**Unglücksfälle** hat der Wanderer folgende zu  
verzeichnen. In Paris ist ein Wohlthätigkeits-  
bazar abgebrannt. Dieser Bazar war von der  
reichen Pariser Welt zur Unterstützung der Armen  
errichtet worden. Viele hochgestellte, angesehene  
Damen und Herren waren als Verkäufer und Ein-  
käufer in dem Bazar, als der Brand ausbrach.  
146 Menschen fanden einen grauenvollen  
Tod in den Flammen.

Ein schweres Unglück hat unsere deutsche  
Marine getroffen: das Kanonenboot  
Itis ist in den chinesischen Gewässern  
untergegangen. Kapitän und Mannschaft  
haben sich bis zum letzten Augenblick  
tapfer gehalten. Ehre den wackeren Todes-  
kämpfern! Der Dampfer Salier ging  
an der spanischen Küste mit 276 Menschen  
unter.

Große Überschwemmungen haben  
am Mississippi 6000 Menschen das Leben  
gekostet. In Ostindien wurden Tausende  
und Tausende durch die Pest, Hungers-  
not und Cholera dahingerafft.

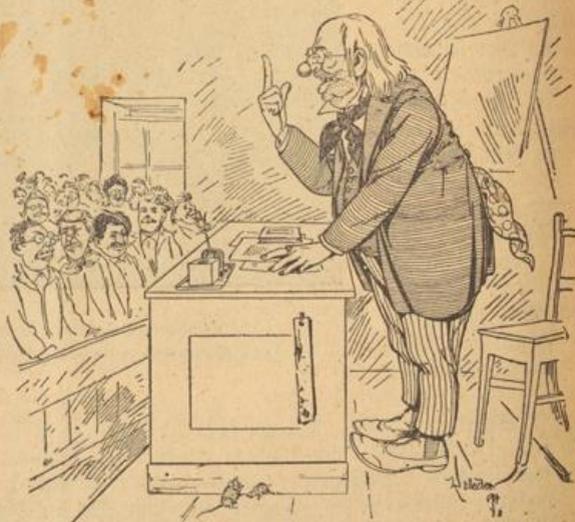
Gestorben sind im abgelaufenen  
Jahr: Der Fürst Karl Egon von  
Fürstenberg am 27. November in  
Nizza, erst 44 Jahre alt; die Prinzessin  
Elisabeth von Fürstenberg; Groß-  
herzog Friedrich Franz von Mecklen-  
burg-Schwerin; Großherzogin Sophie  
von Sachsen-Weimar; Herzog von  
Aumale und Herzogin Alençon,  
letztere beim Brandunglück in Paris;

Fürst Lobanoff, der Kanzler Rußlands; Gene-  
ral von Albedyll; der franz. General Trochu;  
der Kardinal Prinz Hohenlohe; Erzbischof  
Noos in Freiburg; Pfarrer Kneipp in Wörz-  
hofen; der große Naturforscher du Bois-  
Reymond; der Geschichtsforscher Dr. Curtius; der  
alte Jesubbeobachter Palmieri; der Chemiker Prof.  
Fresenius; der Berliner Bildhauer Gnck; der  
Dichter Ritterhaus; der Liederkomponist Joha-  
nes Brahms; die Wiener Schauspielerin Cha-  
lotte Wolter; der Schweizer Martini, Erfinder  
des Martini-Gewehres; der Hamburger Hypnoti-  
seur Hansen und der reiche Graf Nikolaus Ester-  
hazy in Ungarn.

### Die Sünde.

Menschlich ist es, Sünde treiben,  
Teuflich, bei der Sünde bleiben,  
Christlich ist es, Sünde hassen,  
Göttlich aber, Sünd' erlassen.

### Weise Mahnung.



Professor (die Abschiedsrede an seine Abiturienten  
schließend): „Da Sie jetzt hinaus in das akademische  
Leben treten, so hüten Sie sich vor allen Saufgesell-  
schaften; Biertrinken macht dumm. Denken Sie  
an mich!“